

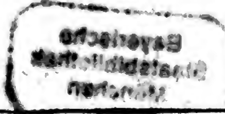

Belg

# Beyträge zur Kenntniſs des gegenwärtigen Zustandes der Kolonie

# SURINAME.

Von

*Eduard Beyer.*



Nürnberg,
bey Johann Leonhard Schrag.
1823.

# Inhalt.

Seite

# Vorwort.

Wer Suriname in geschichtlicher, naturhistorischer oder landwirthschaftlicher Hinsicht kennen lernen will, den verweise ich auf folgende Schriften:

J. J. Hartsink, Beschryving von Guiana etc. Amsterd. 1770. 2 Vol. in 4to.

Surinaamsche Almanak voor de Jaaren 1820 en 1821. Amsterd. by C. G. Sulpke, 2 Vol. in 8. mit Kaarten.

P. Firmin, Nieuwe allgemeene Beschryving der Kolonie Suriname etc. Amsterd. 1770. 2 Vol. in 8.

Ant. Bloem, de Landbouw van Suriname etc. Amsterd. 1786. 1 Vol. in 8.

die ihn freylich nicht befriedigen, aber doch über Vieles Aufschlüsse geben werden.

Da man nun gegenwärtig so viel nach Süd-Amerika reiset und davon so kostbare Beschreibungen herauskommen; so wäre es allerdings zu wünschen, dafs Suriname, wiewohl nur ein kleiner Landstrich, ja nur ein Punkt im Vergleiche mit den ausgedehnten spanischen und portugiesischen Besitzungen auf dem Festlande jenes Welttheils, auch einmal seinen Humbold finden mögte! Der grofse Reichthum dieser Kolonie an den mannichfaltigsten Thieren und Pflanzen; die ungemeine Fruchtbarkeit ihres Bodens; ihr schöner Anbau; endlich ihre kommerziellen Verbindungen mit Europa, müssen die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Mannes in Anspruch nehmen.

Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit der Reisende dieses Land, nicht nur soweit die Pflanzungen sich erstrecken, sondern selbst bis in die Dörfer der Indianer und Buschneger besuchen kann, sind da-

bey Vortheile, die er nicht überall in dem Maaſse antreffen dürfte, und welche ihm bey sehr mäſsigen Kosten, in kürzerer Zeit und mit weniger Gefahren, eine reichere Ausbeute versprechen, als das so viel bereiste und beschriebene Brasilien bis jetzt noch geliefert hat.

Freylich, so lange die Regierung des Mutterlandes eine solche Unternehmung nicht selbst veranstalten oder doch wenigstens stark unterstützen wird, möchte dieser Wunsch wohl unerfüllt bleiben; da diejenigen welche Suriname als Pflanzer, Beamte oder Kaufleute eine Zeit lang bewohnen, zu viel mit sich selbst und ihren Geschäften zu thun haben, auch selten oder nie mit den erforderlichen Wissenschaften und Hülfsmitteln ausgerüstet sind, als daſs sie sich mit Erfolg einer gründlichen Untersuchung und alles wissenswerthe umfassenden Beschreibung des Landes widmen könnten, welche auch die Auf-

gabe eines Einzelnen nicht seyn kann, sondern wozu, — soll etwas tüchtiges geleistet werden — ein Verein wissenschaftlich gebildeter Männer und Künstler gehört.

Inzwischen, und bis es einmal dazu kommen wird, könnte man sich mit einer weniger ausführlichen und gelehrten, vor allem aber mit einer minder kostspieligen Skitze des gegenwärtigen Zustandes jener Kolonie begnügen; besonders da diejenigen, welche derselben am nöthigsten bedürfen, selten in der Lage sind, gröſsere Summen für Bücher ausgeben zu können. Der Wunsch nach einer solchen ist daher längst allgemein bey allen denen gewesen, welche in irgend einer Verbindung mit Suriname stehen; zum wahren Bedürfniſs aber wird sie für ihn, welcher durch Verhältnisse aufgefordert, oder aus Wahl sich entschlossen hat, selbst dorthin zu reisen. Ich weiſs dieſs aus eigner Erfahrung.

Wie gern hätte ich meinen letzten Dukaten hingegeben für ein Buch, ja für die bloſse Durchsicht desselben, was meine Neugierde hätte befriedigen können; allein es fand sich kein solches. — Man empfahl mir Hartsink und Stedman's Reisen nach Suriname.

Wenn das Erstere, wiewohl vor 55 Jahren und von einem Manne geschrieben wurde, der Suriname nie gesehen hatte; so bleibt es doch, besonders in historischer Hinsicht, immer das beste Werk, was bis heute über Suriname erschienen ist; während Stedman's Reisen nichts als einen Pot-pourri seiner Liebesgeschichte, Kriegsabentheuer und Streitigkeiten mit seinem Colonel Fourgeoud, dessen Expedition gegen die Buschneger, er im Jahr 1772—1775 beywohnte, liefern. Alle diese, nach Verlauf von 50 Jahren, wenig interessanten Intriguen und Anekdoten, sind mit weitläufigen Beschreibungen und

Abbildungen von Plantagen und Thieren, Pflanzen und Zuckermühlen, Negern und den grausamen Martern, womit sie gepeinigt wurden; durchspickt.

Aber vieles davon ist ganz unwahr; das Meiste entstellt und schreckbar übertrieben, so daſs man dieses Buch höchstens als eine Robinsonade, nicht aber als eine wahre Schilderung des damaligen Zustandes von Suriname empfehlen kann.

Einige neuere englische, französische und selbst holländische Schriften über diesen Gegenstand, bieten ebenfalls wenig Befriedigendes dar; theils wegen Unbekanntschaft der Verfasser mit den Lokalverhältnissen der Kolonie, theils auch wegen der im letzten Jahrzehent statt gefundenen Veränderungen in so Manchem.

Alles aber, was ich in den mehresten Reisebibliotheken und geographischen Handbüchern, namentlich in den vielgelesenen Werken Zimmermann's und der

Bändereichen Geographie universelle des Herrn Malte-Brun in Bezug auf Suriname fand, ist wörtlich aus Stedman abgeschrieben. Wahrlich! man sollte doch in unsern Tagen, von so berühmten und theuern Werken erwarten dürfen, dafs sie dem Käufer oder Leser, etwas neueres und besseres mitzutheilen hätten, als die so oft aufgewärmten Mährchen des seel. Stedman! —

Bey diesem Mangel an gründlichen Nachrichten über den dermaligen Zustand der Dinge in Suriname, ist es auffallend, dafs von allen den Europäern, welche diese Kolonie längere Zeit bewohnt und sie in unsere Tagen verlassen haben, es noch keiner der Mühe werth gehalten hat, etwas darüber bekannt zu machen, ohnerachtet unter denen seit 1817 zurückgekehrten, sich mancher gebildete und wohl unterrichtete Mann befunden hat.

Hieraus nun, läſst sich die sonderbare Erscheinung zum Theil erklären, daſs man selbst in Holland, dem Mutterlande der Kolonie, nichts Bestimmtes und Befriedigendes darüber vernehmen kann; ungeachtet sich doch wohl mit Grunde voraussetzen läſst, daſs es dort, bey den mannichfaltigen Verbindungen mit jenem Lande, Leute genug geben müsse, welche genaue Kenntniſs davon haben. Allein diese Quellen sind dem Fremden verschlossen. — Man schweigt, vielleicht aus Furcht sich zu schaden, und überläſst es Jedem, die Aufschlüsse die er zu haben wünscht, sich selbst an Ort und Stelle zu verschaffen. Alles, was man darüber im Allgemeinen vernimmt, ist gewöhnlich im Guten wie im Bösen übertrieben; man hört die widersprechendsten Berichte. Während es einer, dem es dort gut gieng, als ein irdisches Paradies schildert, und sich täglich dahin zurücksehnt, wird es

von andern, als ein höchst ungesunder und unangenehmer Aufenthalt, als ein heifses Siberien verschrien. Aber beydes ist übertrieben. Es ist weder das Eine noch das Andere; sondern hat, wie jedes Land, ja wie jedes Ding in der Welt, seine Vorzüge und seine Nachtheile, und die Wahrheit liegt auch hier, wie fast immer in der Mitte.

Denn wäre Suriname wirklich ein Eldorado, so würde es, bey der jetzt in Europa eingerissenen Auswanderungssucht bald von Emigranten dieser Art überschwemmt seyn; böte es dagegen dem europäischen Bewohner keine Annehmlichkeiten des Lebens dar, so würde es schwerlich, was doch häufig genug geschieht, von unabhängigen Personen, ja Familien, zum lebenslänglichen Aufenthalte gewählt werden.

Der Verfasser gegenwärtigen Büchleins verlebte dort mehrere Jahre; erfuhr da-

selbst Gutes und Böses; war Zeuge bedeutender Ereignisse.

Er kam durch seine Verhältnisse beynahe mit allen Klassen der dortigen Einwohner in Berührung, und genoſs des Umgangs einiger vorzüglichen Männer, deren Standpunkt ihnen manches besser, als den gewöhnlichen Zuschauer zu sehen und zu beurtheilen vergönnte; ihnen verdankt er manche Belehrung über das Vergangene, manchen Aufschluſs über das Bestehende. Das mehreste endlich hat er selbst beobachtet. — Er ist weit von der Anmassung entfernt, die folgenden Ansichten und Bemerkungen seinen Lesern als etwas von vorzüglichem Interesse anzubieten, oder als eine Schrift, welche jene Lücken auszufüllen im Stande wäre: vielmehr bittet er sie, diese Zeilen blos für das zu nehmen, was sie seyn sollen, nämlich: fragmentarische Beyträge zur Kenntniſs des gegenwärtigen Zustandes

der Kolonie und der gesellschaftlichen Verhältnisse der dort lebenden Europäer. Man erwarte daher von ihm keine Erzählung von Abentheuern und Anekdoten irgend einer Art; so wenig als eine Beschreibung des dortigen Landbaues, des Thier- oder Pflanzenreichs. Er könnte darüber nichts Gründliches sagen, da er weder Pflanzer noch Naturforscher ist, und überhaupt während seines dortigen Aufenthalts nur wenige Wochen als Gast auf Plantagen zubrachte.

Sein Bestreben ist daher blos darauf gerichtet gewesen: Leuten, besonders Deutschen, die sich dorthin begeben wollen, eine etwas deutlichere Vorstellung von dem zu verschaffen, was sie dort zu finden, zu erwarten haben; ihnen nebenbey nützliche Winke zu geben, sie für manchem zu warnen; andern aber, die mit Suriname in Verhältnissen stehen, ohne selbst dort gewesen zu seyn, mit dem

dermaligen Zustande und Zusammenhange des dortigen Geschäftsganges etwas näher bekannt zu machen. Aus diesem Gesichtspunkte nun bittet der Verfasser, diese in gutgemeynter Absicht geschriebenen Zeilen, zu betrachten und mit Nachsicht beurtheilen zu wollen.

Geschrieben im Januar 1823.

# I.

## *Geographische Lage. Grenzen. Flüsse. Allgemeine Beschaffenheit des Landes. Militairischer Kordon. Buschneger. Indianer. Bevölkerung. Blick auf die Geschichte der Kolonie.*

Die Kolonie Suriname liegt im nördlichen Theile von Süd-Amerika, auf der Küste von Guiana, auf alten Karten und bey ältern Schriftstellern: die wilde Küste genannt; zwischen den 4—6 Grad nördlicher Breite und 53° 50′—57° 10′ westlicher Länge von Greenwich. —

Im Norden wird sie in ihrer ganzen Länge vom Atlantischen Ozean bespült. Im Osten trennt sie der Maroni oder Marowyne-Strom vom französischen Guiana oder dem Gouvernement Cayenne; im Westen der Corrantyn-Strom von der jetzt an Grofs-

Brittannien gehörigen Kolonie Berbice; im Süden verliert sie sich in unbegrenzte Wildnisse.

Aufser den beyden grofsen Strömen die ihre östliche und westliche Grenzen bilden, wird sie noch von fünf ansehnlichen Flüssen, nämlich: der Suriname, (welcher sie ihren Namen verdankt,) der Commewyne, der Saramacca, der Copename und der Nikerie, so wie von einer Anzahl kleinern, dort „Kreeken“ genannt, und verschiedenen Kanälen durchschnitten, welche sie also zu einer wasserreichen Landschaft machen.

Der Boden ist bis auf etwa 8 Stunden binnenwärts flaches, von der See angespültes Land; auch befinden sich längs der ganzen Küste, bis auf einen weiten Abstand von derselben, grofse Schlammbänke (Modderbanken,) welche in einigen Jahrhunderten ebenfalls einen Zuwachs des festen Landes bilden werden. Weiter hinein wird der Boden fester und erhöht sich nach und nach etwas. Man findet Steine, Felsstücke, kleine Anhöhen, und dies scheint die eigentliche feste Küste gewesen zu seyn. Südöstlich vom Suriname-Flusse sieht man hohes Land; das Vorgebirge

der tiefer im Lande liegenden höhern Gebirgsmassen, auf welchen die gröſsern Flüsse der Kolonie ihren Ursprung nehmen.

Das Land ist durchaus von ungemeiner Fruchtbarkeit und bringt alles reichlich hervor, was jener Himmelsstrich nur erzeugen kann. —

An der Seeküste kommen die Baumwollen-Pflanzungen am besten fort; der Kaffee-Baum will fette Gartenerde, die auf einigen Abstand von der Küste im Ueberfluſs gefunden wird; das Zuckerrohr gedeihet überall.

Die Wälder, mit denen der ganze nicht angebaute Theil des Landes bedeckt ist, liefern die mannigfaltigsten, mitunter sehr harte und kostbare Holzarten, von welchen wir nur das sogenannte Letterholz nennen, welches auf einer dunkelrothen Fläche, schwarze, wie Buchstaben gestaltete Masern zeigt. Zedern vom stärksten Umfange, giebt es in Menge. Man findet unter andern den Tamarinden- Tonka- Rocou- Copal- und Copaiva-Baum; die Vanille-Winde, mehrere Arten Fieberrrinde so wie eine unendliche Menge Arzney-Pflanzen; welches alles jedoch für den Handel nicht benutzt wird. — Blos ei-

nen Theil des benöthigten Bauholzes zieht man aus diesen unermeſslichen Wäldern, welche mit einer unglaublichen Menge von vierfüſsigen Thieren, worunter sich sehr schmackhaftes Wildpret befindet, so wie mit den Vögeln der seltensten Arten angefüllt sind. —

So wimmeln auch das Meer und die Flüsse von Amphibien, Schaalthieren und Fischen. Das Insektenheer ist nicht minder zahlreich. — Ueberhaupt besitzt Suriname im Thier- und Pflanzenreich, ganz besonders aber, an schönen Vögeln und Schmetterlingen, einen überaus groſsen Reichthum, und bietet in jeder Hinsicht dem Naturforscher eine unerschöpfliche Fundgrube dar. —

Die meisten Plantagen liegen an den Ufern der kleinern (Kreeken) oder gröſsern Flüsse (Rivieren), viele auch an der Seeküste; so, daſs man auf alle zu Wasser kommen kann. Die weit entfernteste Besitzung Landeinwärts kann man auf 30 Stunden Entfernung von der Stadt rechnen, wogegen die an der Seeküste zum Distrikt Nikerie gehörigen Plantagen, wohl noch einmal so weit von Paramaribo entfernt sind. —

An der westlichsten Spitze der Halbinsel, welche der Ozean und die Mündung des Surinameflusses formiren, liegt der Militairposten Bramspunt, ( ,° 40′. 30″-N. B. 55° 11′ W. L.) der erste Ankerplatz der Schiffe, welche Suriname besuchen; — Eine Stunde weiter *hinauf* links, das Fort Leyden, rechts: Purmerend, und noch eine kleine Viertelstunde höher, auf der Landspitze, welche der Zusammenflufs der Commewyne mit der Suriname bilden: die hübsche und regelmässig gebauete Forteresse Nieuw-Amsterdam. Von hier seegelt man auf einen schönen 30 —40 Minuten breiten Flusse, dessen immer grüne Ufer, links und rechts mit ansehnlichem Plantage-Gebäuden verziert sind, in einer Stunde zum Fort Zeelandia, dessen Flagge die ankommenden Schiffe begrüfst, und unmittelbar darauf, befindet man sich auf der Rheede von Paramaribo. —

Die ganze Kolonie ist in 11 Distrikte oder Divisionen abgetheilt, welche militairisch organisirt sind; jede derselben hat zwey Räthe von Politie als Vorstände oder Regierungs-Kommissarien (Heemraaden); der Distrikt Nikerie aber, wegen seiner weiten

Entfernung von der Stadt, einen dort beständig residirenden Regierungs-Beamten (Land-Drosten).

Gegen die Anfälle der jetzt seit lange mit der Kolonie in Frieden lebenden Buschneger, ist diese durch einen militairischen Kordon, der sich vom Saramacca-Fluſs bis an die Ufer der Marowyne ausdehnt, geschützt. Die Dörfer oder Wohnplätze der Buschneger, welche diese nicht ohne Vorkenntniſs der Regierung verlegen dürfen, befinden sich gröſstentheils zwischen der Saramacca und Suriname und zwischen letztgenannter und dem Marowyne-Strom; immer wenigstens eine Tagreise von den nächsten Plantagen entfernt.

Sie werden in drèy verschiedene Nationen oder Stämme, welche in einer Art republikanischer Verfassung leben, nämlich: in die Aucaner, Saramaccaner und Becoese-Neger, eingetheilt.

Ihre jedesmaligen Oberhäupter müssen der Regierung bekannt seyn; welche bey jeder dieser Nationen einen Residenten unterhält, wogegen von ihrer Seite einige als Geiſseln in Paramaribo wohnen müssen. Sie

werden als freye Leute betrachtet, und empfangen jährlich Geschenke von Munition und Kleidungsstücken u. s. w; auch genieſsen sie Prämien-Gelder für das Zurückbringen weggelaufener Sklaven.

Ihre Anzahl ist nicht anzugeben, hat sich aber gegen frühere Zeiten notorisch vermindert. Da sie sich auch immer mehr verweichlichen und an die Bedürfnisse der Städter gewöhnen; da ferner die Boisie (Lepra Arabum.) schreckliche Verwüstungen unter ihnen anrichten soll: so hat man, besonders bey den jetzigen, ungleich besser organisirten Vertheidigungs-Anstalten beyweitem weniger von ihnen zu befürchten als wohl ehedem, wo sie der furchtbarste Feind der Kolonie waren.

Einige liefern Bauholz an die Plantagen; auch kommen sie oft bey zwanzig bis dreyſsig in die Stadt um sich allerley Bedürfnisse einzukaufen; sie sind dann zum Theil sehr gut gekleidet, und halten besonders auf schöne Hüte. —

Die Urbewohner des Landes vom Caraiben-Stamme, dort Banari, auch Inki und Bokken genannt, haben sich ebenfalls gegen

vorige Zeiten sehr auffallend vermindert, und scheinen, besonders da die Kinderblattern oft ganze Familien wegraffen, nach und nach auszusterben. Auch sie waren ehemals zahlreiche und gefährliche Feinde. Jetzt sind sie ein harmloses Nomadenvölkchen; schwache aber gute Freunde der Kolonie, und den weifsen Bewohnern, von denen sie sich als Brüder betrachten, eben so zugethan, als sie den Negern abhold sind. — Auch sie empfangen jährliche Geschenke von der Regierung, welche sie sich selbst holen, und bey welcher Gelegenheit ihnen der Gouverneur zuweilen ein Fest giebt. — Aber auch ausserdem kommen sie oft zur Stadt, und man sieht deren fast täglich, welche Papagayen und andre Kleinigkeiten verkaufen, wovon sie den Erlöfs gewöhnlich in Rum vertrinken; da sie gutmüthig und durchaus nicht diebisch sind, so werden sie überall gern gelitten. —

Da die Regierung nicht für gut findet, die Zahl der in der Kolonie befindlichen Sklaven bekannt zu machen; so kann man sie nur approximatif auf etwa 60,000 schätzen. —

Die ganze Volkszahl der freyen Leute, in der Kolonie, die sich eben so wenig mit

Bestimmtheit angeben läfst, kann sich mit Innbegriff einer Garnison von 12 — 1600 Mann, wovon ein Theil in den Forteressen Zeelandia und Nieuw-Amsterdam, der Rest aber auf den verschiedenen Posten des Militair-Kordons vertheilt liegt, auf: 6500—7000 Seelen belaufen; worunter etwa: 3500 weifse eingebohrne und Europäische Christen; 2000—2500 farbige Christen und vielleicht 1000—1200 Juden sind. Gebohrne Deutsche sind unter jener Anzahl von etwa 3500: in Allem höchstens 100. Die Zahl der Engländer mag sich auf 50—60; — die der Franzosen auf 20—30 belaufen; sämmtlich über die ganze Kolonie zerstreut; der Rest sind Holländer und von Europäischen Eltern dort Gebohrne, oder sogenannte Kreolen. —

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die Geschichte dieser interessanten Kolonie; indem wir diejenigen unfrer Lefer, welche sie ausführlich kennen zu lernen wünschen, auf J. J. Hartsinck Beschryving von Guiana enz: verweisen, wo sich solche vom Beginne bis zum Jahr 1768 gründlich und musterhaft bearbeitet, vorfindet.

Die ältesten Nachrichten über ihre Entstehung, gehen keine 200 Jahre zurück. Nach Hartsinck, scheint ein Englischer Kapitain Namens Marechal um das Jahr 1630 an der obern Suriname und zwar in der Gegend der Para-Kreek ein Etablissement errichtet zu haben; diese Vermuthung bekommt dadurch einige Wahrscheinlichkeit, weil sich noch heute in jenen Gegenden die Spuren der ältesten verlassenen Plantagen, oder angebaut gewesener Ländereyen finden; vielleicht hat auch die Marechals-Kreek hievon ihren Namen.

Wie dem aber auch sey, so scheint es nicht, daſs diese Kolonisten lange im Besitze ihrer Anlagen geblieben sind; da diese sich im Jahr 1640 in den Händen der Franzosen befanden. — Nachdem auch diese wieder, entweder gestorben, von den Indianern ermordet, oder abgezogen waren, landete daselbts im Jahr 1650 Lord Francis Willoughby-Parham; dieser wurde von den Eingebohrnen gut empfangen und stiftete mit ihrer Bewilligung eine Niederlassung; so, daſs dieser Engländer, als der eigentliche Begründer und Stifter der Kolonie zu betrachten ist; auch hat sich sein Name in dem

der Landspitze: Bramspunt, welche wahrscheinlich früher: Parhams-point geheifsen hat, so wie in den erften Sylben des Namens der Stadt: Paramaribo erhalten.

Vier Jahre darauf fanden zwey Franzosen, die Herren Braglione und Du Plefsis, welche durch die Einfälle der Wilden, aus *Cayenne* verjagt worden waren, eine Meile aufwärts von der Mündung der Suriname, ein Fort, und noch eine Meile höher, die Wohnungen der Engländer, von denen sie gastfrey aufgenommen wurden.

Ueber alle diese Angaben sind jedoch keine urkundlichen Beweise vorhanden; diese beginnen erst mit dem Schenkungs-Briefe König Karl des Zweiten von England d. d. 2. Juny 1662, laut welchem er die Kolonie Suriname an genannten Lord Parham in Eigenthum gab. — Im Jahr 1664 kamen die aus Cayenne vertriebenen Juden nach Suriname, wohin sie sich auch aus Holland und Brasilien, wo man sie ebenfalls verjagt hatte, schaarenweis flüchteten, und diese Kolonie als ein neues Jerusalem betrachteten. Aus den Ueberbleibseln des portugiesischen Judendorfs, auf der sogenannten Juden-Sa-

vanna am Surinamflusse etwa 6—8 Stunden aufwärts von der Stadt, und ihres dasigen Tempels, so wie aus den Privilegien, welche sie sich nach und nach zu verschaffen wufsten, kann man schliefsen, dafs sie in jenen frühern Zeiten der Kolonie, sowohl an Zahl als Vermögen, eine bedeutende Gemeinde gebildet haben müssen.

Sey es nun, dafs mehrere von ihnen in ruhigern Zeiten das Land wieder verlassen haben, oder aber, dafs sie dort nicht so gut als weiland im gelobten Lande und heutiges Tages in Deutschland, gedeihen wollen: sie sind bedeutend zusammengeschmolzen und haben ihr ehemaliges Uebergewicht in der Kolonie verloren.

Die ersten Anpflanzungen in Suriname bestanden in Tabak und Zucker; auch verführte man Holz. —

Im Merz 1667 wurde die Kolonie durch den Befehlshaber einer Zeelandischen Eskader Abm. Krynzoon den Engländern abgenommen und im Frieden von Breda (31. July 1667) den Generaal-Staaten überlassen; doch schon den 18. October desselben Jahres, von den Engländern unter J. Hermans, der vom

geschlossenen Frieden nichts wufste, oder nichts wissen wollte, wiedergenommen. Lord Parham, damals Gouverneur von Barbados, rächte sich für den Verlust seiner Kolonie, indem er durch Drohungen eine grofs Menge Surinamer Kolonisten zu bewegen wufste, mit Hab und Gut nach Jamaika zu ziehen; wodurch sich der Anbau jener Insel auf Unkosten von Suriname hob. Endlich im Jahr 1668 kam es wieder in den Besitz der Republik Holland, welche in der Person des Herrn P. J. Lichtenberg ihren ersten Gouverneur dahin sandte. — Im Jahr 1683 überliefsen die Generaal-Staaten diese Kolonie der damaligen Holl. West-Indischen Compagnie, welche für gut fand, kurz darauf Zwey Drittheile davon, und zwar ⅓ an die Stadt Amsterdam, ⅓ aber, an den Herrn von Sommelsdyk, der sich anheischig machte, als Gouverneur dahin zu gehen, abzutreten.

Nach dem Tode des Herrn von Sommelsdyk (er wurde den 19. July 1688 durch rebellische Soldaten ermordet), fiel sein Antheil wieder der W. J. Compagnie anheim.

Der Krieg, in welchen die Republik mit Frankreich im Jahr 1712 verwickelt war, kam Suriname theuer zu stehen, welches im October dieses Jahres durch den französischen Admiral J. Cassard erobert, um eine Summe von 750,000 fl. gebrandschatzt und aufserdem sehr beschädigt wurde.

In dieser Zeit und schon etwas früher, fiengen die weggelaufenen Neger (Buschneger) an, durch feindliche Einfälle auf die Plantagen, Ermordung der Weifsen, Wegführung der Sklaven, des Viehes, auch wohl Verbrennung der Gebäude, der Kolonie lästig zu werden und ihre Sicherheit zu bedrohen. Verschiedene mehr und minder glückliche Streifzüge, wurden gegen sie unternommen.

Wenn aber auch ihre Zahl schon bedeutend angewachsen war, so hielt man doch wie aus Aktenstücken erhellet, im Jahr 1748 eine Garnison von 300 Mann für hinreichend, die Kolonie gegen inn- und ausländische Feinde zu vertheidigen. —

Die Entstehung der Buschneger, dieser Geisel der Kolonie, datirt sich aus ihren frühesten Zeiten, wo schon Neger in die

Wälder entlaufen waren und dort ein wildes räuberisches Leben führten. Sowohl der Einfall von Cassard, welcher viel Verwirrung auf den Plantagen angerichtet hatte, als auch die damalige unmenschliche Behandlung der Sklaven und ganz besonders deren gewaltsame Versetzung von einer Plantage auf die andere, (was in neuern Zeiten verboten worden ist), vergröſserte die Anzahl der Weglaufer und brachte sie endlich auf eine Macht welche, wie wir weiter unten sehen werden, die Kolonie den gröſsen Gefahren aussetzte. —

Im Jahr 1721 wurden durch einen Silberschmidt Namens Hansbach, die ersten Kaffeepflanzen nach Suriname und zwar in einen Garten von Paramaribo gebracht und dann weiter verbreitet.

Im Jahr 1733 wurde der erste Kakao, und 1735 die erste Baumwolle nach Holland verschifft. — In diese Zeiten fallen auch die ersten Versuche mit dem Anbau des Indigo, die aber, — man kennt die Ursachen nicht bestimmt — bald wieder aufgegeben worden sind.

Bey immer zunehmender Ausbreitung der Kaffee- Kakao- Baumwollen- und Zukker-Pflanzungen, hatte man die des Tabacks, welchen Virginien nun schon billiger lieferte, ebenfalls eingehen lassen.

Damals wurden auch viele Ziegelbrennereyen, sowohl bey der Stadt, als auf Plantagen errichtet; die sogenannte Steenbakkers-Gracht, (eine mit einem Kanale durchschnittene Straſse in Paramaribo) trägt davon noch ihren Namen. Diese sind längst verschwunden, während sich auf einigen Plantagen noch einzelne erhalten haben; sie können jedoch nur in Kriegszeiten benutzt werden, weil man ausserdem, bey dem durch die Trägheit der Neger, so sehr vertheuerten Arbeitslohne, dieses Material weit billiger und besser aus Holland beziehen kann. —

Im Jahr 1742 bildete sich in Suriname eine Mineral-Sozietät zur Aufsuchung edler Metalle, Edelsteine etc. und wurde vom Staate ocktroirt. Man lieſs Bergleute aus Deutschland kommen und öfnete am Berg Victoria, nahe bey der Plantage „Berg en Daal" einen Schacht, dessen Rudera noch heute zu sehen sind; doch durch ein Unglück, wobey

40 Menschen das Leben verloren, gerieth diese Unternehmung in's Stocken und ist seitdem auch nie wieder aufgefast worden.

So wurde auch im Jahr 1747 ein Versuch mit einer Kolonie Pfälzer- und Schweizzer-Bauern gemacht, welche die Regierung auf ihre Kosten kommen liefs, sie mit Vieh und Ackergeräthe versah und ihnen Ländereyen, bey den Quellen des Para-Flusses, nahe am sogenannten „Oranje-Pad" zur Bebauung anwies; allein er ist ebenfalls schlecht ausgefallen, und man hat kurz nachher nichts mehr davon vernommen.

Wir glauben nicht, dafs in Ländern, wo die Sklaverey eingeführt ift, so zwar, dafs sie die Existenz derselben, als landbauende Kolonien bedingt, (was in ganz West-Indien der Fall ist), eine Niederlassung Europäischer Bauern, wenn diese nämlich **selbst** das Land bearbeiten sollen, gedeihen und bestehen könne und wünschen, durch ein besseres Schicksal unserer nach Brasilien ausgewanderten Landsleute, diese unsre Meynung wiederlegt zu sehen.

In den Jahren 1761 und 1762 wurden mit den verschiedenen Stämmen der Buschneger,

nachdem man sich lange und fruchtlos mit ihnen herumgeschlagen hatte, Friedenstraktaten abgeschlossen. Von da an bis 1770 hatte man ziemlich Ruhe von ihnen; allein um diese letzte Zeit, brachen neue Miſshelligkeiten aus, von denen die Folgen so schrecklich und für die Existenz der Kolonie so bedrohend wurden, daſs man nach Europa um schleunige Hülfe schreiben muſste, welche denn auch im Jahr 1772 unter Befehlen des Kolonel Fourgeoud ankam. Der Krieg dauerte mit groſser Erbitterung bis in's Jahr 1777 wo es endlich glückte, sie so in die Enge zu treiben, daſs sie zu einem dauerhaften Frieden geneigt wurden, welcher, obschon es von Zeit zu Zeit Unannehmlichkeiten mit ihnen gegeben hat, doch seitdem eigentlich nicht mehr gebrochen worden ist. —

Im Jahr 1799 wurde in Folge des Kriegs zwischen Holland und England, die Kolonie von den Engländern weggenommen; nach dem Frieden von Amiens zwar wieder herausgegeben; doch kurz nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten, abermals von ihnen besetzt und bis zum 27. Februar

1816, wo sie der damalige Gouverneur Gl. Lt. Panhuys, für den König der Niederlande wieder im Besitz nahm, behalten.

Die Nachbar-Kolonien Berbice, Demerary und Essequebo, verblieben den Engländern und der Corrantyn-Strom bildete nun die neue Grenze zwischen dem Niederländischen und Brittischen Guiana.

# II.

## *Jahreszeiten. Temperatur. Klima. Diätätische Regeln.*

Ein flaches, zwischen dem 4. und 6. Breitegrad, also nahe am Aequator gelegenes Land, kann keinen Winter haben. Der Begriff davon ist dem Eingebohrnen, der es nie verlassen hat, völlig fremd.

Die Jahreszeiten unterscheiden sich daher dort allein durch Regen und Dürre. Man theilt sie gewöhnlich ein: in die kleine und grofse Regen- und in die kleine und grofse trockne-Zeiten; welche jedoch nicht allezeit diesen Benennungen vollkommen entsprechen, sondern, gleich den Jahreszeiten in Europa, oft grofsen Abweichungen unterworfen sind. —

Die kleine Regenzeit beginnt gewöhnlich im November. In ihr giebt es bey fast immer bewölktem Himmel und oft mehrere

Tage anhaltendem Regenwetter, doch auch nicht selten manche heitere ganz trockne Tage; sie verliert sich endlich zu Ende Januar in die sogenannte kleine trockne Zeit, welche sich in Hinsicht der Hitze, wenig oder nichts, sondern nur dadurch von der grofsen trocknen Zeit unterscheidet, dafs in ihr, besonders beym Mondswechsel, auch oft starke Regengüsse fällen; Gewitter sind in diesen beyden Jahreszeiten nichts seltenes; sie werden häufiger und heftiger gegen das Ende des Merzes und bringen uns endlich im April die grofse Regenzeit, welche gewöhnlich bis in die Mitte des July auch wohl bis August anhält. In ihr sind Regengüsse mit starken Gewittern, die gewöhnlich in der Mittagsstunde aufziehen, vorherrschend. Mitunter giebt es auch schöne trockne Tage und selten vergeht einer, an welchem die Sonne nicht mehreremale, wenn auch nur auf kürzere Zeit zum Vorschein käme. Gegen den July fällt der Regen schon sparsamer, die Gewitter werden seltner und es tritt unvermerkt die grofse trockne Zeit ein, welche dann bis gegen November anhält und den jährlichen Kreislauf beschliefst. —

Alte Kolonisten wollen behaupten, daſs früherhin der Eintritt dieser Jahreszeiten regelmäſsiger statt gefunden habe und daſs überhaupt mehr Regen, als gegenwärtig gefallen sey; was sich auch aus der seit 50 Jahren immer mehr ausgedehnten Urbarmachung, besonders vieler, an der Seeküste gelegenen Ländereyen, wohl erklären läſst.

In der groſsen trocknen Zeit, der schönsten von allen, ist der Himmel wenig bewölkt, und nur zuweilen, wenn sich ein Gewitter bildet, fallen kurze Regenschauer, Die Morgenstunden von 5 — 7 so wie die Abendstunden von 6 — 8 sind in ihr, ganz vorzüglich angenehm, besonders die letztern, wo ein erquickender Seewind die ganze Natur gleichsam wieder neu belebt. Aber unbeschreiblich schön und ungleich herrlicher als im nördlichen Europa, ist an solchen Abenden der Untergang der Sonne, so wie der Aufgang des Vollmondes. Da wo sie sinkt, verliert der dunkle Azur sich in immer lichtern Abstufungen in das schönste mit Purpur und Goldstreifen durchzogene Grün, und kaum ist sie unsern Blicken entschwunden, so entſteigt in Osten die Mondsscheibe, von Dün-

sten wie mit einem Flor umhüllt, als ein ungeheurer feuriger Ballon, den Meeresfluthen! —

Die Nächte sind ebenfalls herrlich, werden aber oft kühl, was auch in den Regenzeiten, bey lang anhaltender Nässe der Fall ist, und man mufs dann für Erkältungen, die dort häufiger und schädlicher sind, als man gewöhnlich glaubt, sehr auf seiner Huth seyn. Indessen fällt das Thermomètre, auch in der kühlsten Nacht, in völlig freyem Luftzuge selten unter 17° über 0 nach Réaumur, so wie es in den heifsesten Tagen, im Schatten selten über 28° steigt; so dafs also der mittlere Wärmegrad im Schatten auf 22° Réaumur anzunehmen ist. —

Gewöhnlich sind die Mittagsstunden von 11 — 4 Uhr die heifsesten und bei einer Schattenwärme von 25 — 26° wird die Sonnenhitze dem Europäer fast unerträglich, so dafs, ist er durch einen mehrjährigen Aufenthalt nicht schon daran gewöhnt, er sich derselben, auf längere Zeit, ohne Gefahr plötzlich zu erkranken nicht aussetzen kann.

Der Neger dagegen, verträgt sie ohne grofse Beschwerde und man sieht deren zu-

weilen in den heifsesten Sonnenstrahlen und auf einem fast glühenden Boden, unbekleidet schlafen. —

Dem Europäer, besonders dem nördlichen, wird diese Temperatur im Anfange oft äufterst lästig und er vergiefst Ströme von Schweifs; allein nach und nach gewöhnt er sich daran, und ein langer Aufenthalt macht ihn dafür unempfindlich. Desto auffallender und unangenehmer wird ihm aber auch die Kälte, wenn er die Heymath wieder besucht, und mancher kehrt blos aus dieser Ursache in jenes Land zurück, das er vielleicht auf immer zu verlassen sich vorgenommen hatte. —

Betrachtet man nun überhaupt die Lage und Beschaffenheit dieses Landes; nördlich vom Ozean in seiner ganzen Ausdehnung bespült; von vielen grofsen und kleinen Flüssen und einer Menge von Kanälen durchschnitten; flach, ohne alle Berge und landeinwärts von fast undurchdringlichen, zum Theile sehr sumpfigen Wäldern und nur in weiterer Ferne von Anhöhen begrenzt; so kann man sich leicht denken, dafs der Hauptcharackter der dortigen Klima's schwül und

feucht seyn müsse und dafs es dort an allen den schädlichen Thieren und plagenden Inseckten, die ein solcher Himmelsstrich nothwendig erzeugen mufs, nicht fehlen könne. Die unerträglichsten und lästigsten hievon sind wohl die Mücken, dort Muskitos genannt, die man unbedenklich unter die gröfsten Plagen jener Gegenden zählen darf. —

Dagegen geniefst Suriname des grofsen Vorzugs, dafs es weder durch verheerende Ueberschwemmungen und Orkane, noch aber durch Erdbeben heimgesucht wird. Eben so wenig weifs man dort von eigentlichen Epidemien; die dortigen Krankheiten haben zwar oft die Kennzeichen des gelben Fiebers, sind aber nicht ansteckend.

Immerhin kann ein solches Klima dem Europäer, besonders dem nördlichen im Allgemeinen sicher nicht zuträglich seyn, wiewohl es Leute dort gegeben hat, die ein Alter von Achtzig bis Neunzig Jahren erreicht haben. — Man rechne jedoch in diesem Lande auf kein so langes Leben; es wird nur sehr wenigen zu Theil und die meisten Menschen, Einheimische wie Fremde, sterben dort in ihren besten Jahren. —

Den ersten Kolonisten aber ist Suriname wenig besseres als ein offnes Grab gewesen, welcher Zustand sich noch vor 50 — 60 Jahren nicht sehr viel verbessert hatte. Allein in demselben Maafse, als nach und nach Wälder abgehauen, Moräste durch Kanäle ausgetrocknet, die dadurch gewonnenen Länder urbar gemacht und so dem freyen Luftstrome und den Sonnenstralen geöffnet wurden, veränderte und besserte sich auch das Klima mit jedem Jahre, so dafs man Suriname jetzt, zu den gesundesten und angenehmften Kolonien, in jenem Himmelsstriche zählt.

Natürlich müssen Alter, Leibesbeschaffenheit und ganz vorzüglich die Lebensart, einen grossen Einflufs auf das Wohl- oder Uebelbefinden der Einwohner, besonders des Europäers äussern.

Man hat bemerkt, dafs Europäische Kinder unter 10 Jahren sich leicht an's Klima gewöhnen und dort gut gedeihen können. Für junge vollblütige und korpulente Personen beyderley Geschlechts, welche zwischen dem 16. und 30 Lebensjahre dorthin kommen, scheint es besonders gefährlich. Am besten vertragen es magre je selbst

schwächliche Menschen, die über 40 Jahre alt sind; und für Leute mit schwacher Brust, Ahstma etc. ist es sogar zuträglicher, als irgend ein Landstrich in Europa.

Da nun fast alle gefährliche Krankheiten in Suriname schleimiger und galliger Natur sind; welche leicht und oft sehr schnell in gänzliche Auflösung aller Säfte übergehen: so ist jedem, der dahin kommt, sorgfältige Diät im Essen, besonders fetter Speisen, so wie im Gebrauche erhitzender Getränke, auf's stärkste zu empfehlen.

Wer es so haben und einrichten kann, der nehme des Morgens 6 oder 7 Uhr, zu seinem Frühstücke, einige Tassen Kaffee oder Chokolade, ohne Gewürze, mit einem Milchbrode oder zwey; halte dann nur einmal des Tages, etwa um 2 Uhr, eine ordentliche Mahlzeit aus einer kräftigen Suppe, einem Stücke gebratenen Fleisches oder Geflügels, mit etwas Gemüfse oder Salat bestehend; dann und wann kann man auch Fische geniefsen, die aber nicht alle und nicht in jeder Jahreszeit gesund sind, weshalb man mit Mehlspeisen abwechsen kann, die man dort gut und schmackhaft zu bereiten versteht.

Man sorge dabey, dafs die Speisen nicht, wie es dort fast allgemein gebräuchlich ist, in Butter schwimmen und nicht allzuftark gewürzt seyen; besonders ist man in den dortigen Küchen sehr freygebig mit den dort wachsenden Pfeffer-Arten, deren häufiger Genufs das Blut erhitzt und einen unlöschbaren Durst erzeugt. Abends 7 Uhr trinke man einige Tassen nicht allzustarken Milch-Thee und geniefse, hat man Hunger, etwas Weifsbrod dazu. —

Zum Tischtrunke ist rother Bordeaux-Wein, der dort immer gut und billig zu haben ist, das Beste; wer ihn nicht liebt, mische einen Theil guten Madeira-Wein mit zwey Theilen Wasser. — Ueber Tag lösche man seinen Durst mit gutem Regenwasser, welches zuweilen, doch nicht gewöhnlich, mit etwas Wein gemischt seyn kann. Bier ist selten gut zu haben und bekommt nicht jedem; es erzeugt viel Schleim. — Auch hat man häufig die durch die Engländer eingeführte Gewohnheit: Genever, Rum oder andern Brandwein mit Wasser gemischt zu trinken, was man Crok nennt; es ist dieses aber Niemanden anzurathen, weil man be-

merkt hat, dafs man vom Cork sich leicht an den Branntwein selbst gewöhnt, was dann selten lange gut thut, obschon man in heissen Ländern mehr starke Getränke trinken und besser vertragen kann als in kältern.

Dann und wann, besonders in den trocknen Jahreszeiten, geniefse man zwischen dem Frühstück und Mittagsessen, einige süfse Orangen, eine Ananas oder ein Glas Limonade, wozu es an Früchten dort niemals fehlt; der Genufs derselben ist überhaupt unschädlich, wenn man ihn nicht übertreibt und kein Wasser darauf trinkt; indessen bekommen sie Früh am besten.

Wo möglich alle Tage, mache man sich in den Morgen- oder Abendstunden von 6—7 Uhr bey trocknem Wetter, einige Bewegung; man gehe gegen 10 Uhr Abends schlafen und stehe mit Tagesanbruch auf; dabey wasche man sich täglich am ganzen Körper, — baden ist noch besser, — doch nie wenn man erhitzt oder im Schweifse ist. Man setze sich der Sonnenhitze in den Tagesstunden, zwischen 10 — 4 Uhr, so wenig als möglich und nie ohne gute Kopfbedeckung aus, und vermeide die späte Abendluft, so

wie das Sitzen und Stehen, besonders mit blofsem Kopfe im Mondenscheine. — In kühlen, besonders regnerischen Nächten, hüte man sich für Erkältung, die dort sehr gefährliche Folgen haben kann; hat man sich aber eine zugezogen, so eile man, durch heifsen Fliederthee und einen guten Schweifs sich gleich davon zu befreyen.

Man schlafe defshalb auch nie bey offnen Fensterladen, was Neuangekommene oft der ihnen unerträglichen Hitze wegen gern thun; die Nachtluft aber ist allezeit schädlich; defshalb schliefse man die Fenster und öffne die Thüre des Schlafzimmers.

Viele, besonders korpulente Personen bekommen dort auch einen Frieselartigen, heftig juckenden Hautausschlag, dort unter dem Namen „der rothe Hund“ bekannt; man kann diesen durch Waschen mit allerley Säuren vermindern und vertreiben, was aber gefährlich ist. —

Uebrigens wechsle man, so oft es schicklicherweifse geschehen kann, seine Leibwäsche und vor allem lasse man kein Uebelbefinden, keinen Kopfschmerz, älter als 6 Stunden werden, ohne ärztliche Hülfe zu suchen.

Beobachtet man diese Diät so kann man sich beynahe eben so wohl als in Europa befinden. —

Aber leider! ist nicht jeder der dorthin kommt in der Lage, eine solche Lebensweifse zu führen. Der junge Mann, der seine Laufbahn als Pflanzer machen will und sich als Blank-Officier (Gehülfe des Plantage-Direckteurs) dem Neger gleich, täglich jeder Witterung aussetzen mufs, kann es nicht; daher ihrer so viele erkranken und sterben. Auch mancher Geschäftsmann in der Stadt kann weder die Mittagssonne noch den Regen meiden; die Aerzte gehören unter diese.

Allein viele Personen könnten es recht gut, wollen aber von keinen ihre Vergnügungen und Genüsse beschränkenden Regeln hören, wie oft und stark auch das Beyspiel früh dahinsterbender junger Leute sie daran mahne! Die meisten wollen leben, wie sie es in ihrem Lande gewohnt waren und vergessen wo sie sind. — Man ist spät und viel, trinkt noch mehr; raucht, tanzt, zieht herum bis tief in die Nacht und taumelt dann erhitzt und erschöpft auf's Lager. —

Kein Wunder also, wenn so manche junge und robuste Leute; eine plötzliche Beute des Todes werden, dem sie sich, gleichsam muthwillig, in die Arme stürzten! Hiezu aber, trägt auch der ungemessene Genuſs der physischen Liebe, wozu freylich Klima und Sitten Anlässe genug darbieten, das seinige bey.

Wohl ihm, wer diese Klippe vermeiden kann!

Aber auch Leute von exemplarischer Lebensart und jeden Alters, können an Klima-Fiebern erkranken und sterben; doch ereignet sich dieses schon seltener, und war auch dann in den meisten Fällen, Folge eines unbeachteten Diät-Fehlers, den man in jenen Ländern gewöhnlich hart, oft mit dem Leben büſst! —

# III.

## *Regierung; Rechtspflege; Waisenkammer; Abgaben.*

Suriname ist eine, zum Königreich der Niederlande gehörige Kolonie und wird durch einen Gouverneur nach einem besonders defshalb erlassenen Königl. Reglement vom 14. September 1815, so wie nach denen noch in Kraft gebliebenen ältern Statuten und Local-Gesetzen, regiert. Er führt das Prädikat „Excellentie“ und ist jedesmal, er sey eine Civil- oder Militair-Person, zugleich Oberbefehlshaber der sich in der Kolonie befindlichen Königlichen Land- und See-Macht. —

Nächst ihm kommt der Raad-Fiskaal der Kolonie, als Königlicher Procureur und Chef der Landes-Polizey; sodann folgt

im Range: der Präsident des Civil-Gerichtshofs und endlich: der Raad-Contrarolleur-General von Finanzien, welcher letztere das Haupt der Finanz-Verwaltung ist. Diese Drey letztgenannten hohen Beamten sind dem Gouverneur als konfidentieller Conferenz-Rath beygegeben und bilden gleichsam das Ministerium der Kolonie. —

Der Gouverneur leitet persönlich alle politische und militairische Angelegenheiten der Kolonie, unter Assistenz seines Gouvernements-Sekretairs und seines General-Stab's. Für administrative Gegenstände hat er zu seiner Berathung: den Hof van Politie en Crimineele-Iustitie, welcher nicht allein den Gemeinde-Rath der Kolonie, sondern auch zugleich den Kriminal-Gerichtshof derselben bildet. Er besteht ausser dem Gouverneur als beständigen Präsidenten desselben, aus dem Raad-Fiskaal und Contrarolleur-General als advisirende Mitglieder und ausserdem wenn er vollzählich ist, aus Neun Räthen, welche der Gouverneur aus den dort wohnenden vorzüglichsten Gutsbesitzern, (Planters) wählt, nebst einem beständigen

vom König ernannten oder bestätigten Sekretair. —

Diese Rathsstellen, welche lebenslänglich bekleidet werden können, sind Ehrenposten.

Das Militair-Kommando ist gewöhnlich einem „Commandeur, vom Oberst- oder Oberstlieutnants-Grade" anvertraut. Er wird, so wie alle Offiziers der dortigen Truppen, vom Könige ernannt, steht aber unter den unmittelbaren Befehlen des Gouverneurs, welcher dagegen alle Offiziers der dortigen, ganz auf Niederländischen Fuſse organisirten Bürger-Miliz, (Schuttery), so wie alle und jede Beamten ernennt, deren Plätze durch Todesfälle oder andre Ereignisse vakant werden.

Mit einem Worte, der Gouverneur übt alle Souverainitäts-Rechte in der Kolonie aus, und kann selbst, ohne weitern Prozeſs Jemanden aus derselben verbannen, wenn ihm dessen Gegenwart für das Wohl oder die Sicherheit des Landes gefährlich scheint.

Stirbt der Gouverneur, so wird der jedesmalige Raad-Fiskaal, der auch sonst bey Krankheit oder Abwesenheit, sein Stellver-

ter ist, Gouverneur ad interim; in welchem Falle, der Präsident des Civilgerichtshofs die Stelle des Fiskaal und der älteste Justiz-Rath, die des Präsidenten so lange einnimmt, bis der König einen neuen Gouverneur ernannt hat, alles übrige bleibt in seinem Gleifse.

Die bürgerliche Rechtspflege wird unabhängig von der Regierung von zwey Gerichtshöfen verwaltet. Der erste hievon der Civil-Gerichthof, (Hof van Civiele Justitie) befafst sich blos mit Gegenständen welche den Kapitalwerth von 250 fl. Sur. Geld übersteigen und erledigt alle Rechtstreitigkeiten in letzter Instanz; doch ist es bey bedeutenden Gegenständen den Partheyen erlaubt, an die höchste Gerichtsstelle in Holland zu appelliren, was jedoch, zur Ehre dieses Gerichtshofs, nur selten zu geschehen pflegt. —

Es bestehet derselbe ausser dem Präsidenten und einem beständigen Sekretair, aus Sechs Richtern, welche sämmtlich vom Könige ernannt oder bestätigt sind und ansehnliche Besoldungen geniefsen. —

Die Sekretarey dieses Gerichtshofes bildet gleichsam das Archiv aller bürgerlichen

Acten. Bey derselben werden Testamente, Prokurationen und Kontrakte enregistrirt und deponirt; ebenso geschehen vor ihr alle gerichtliche Käufe und Verkäufe und deren Transporte, so wie Verpfändungen von Grundstücken und Neger, welche nach vorhergegangener Publikation in den Zeitungen, wenn kein Einspruch erfolgt, in die Hypotheken-Bücher eingetragen werden. —

Grundstücke oder Sklaven, welche durch richterlichen Spruch in Beschlag genommen worden, kommen unter Verwaltung Zweyer, diesem Gerichtshofe verantwortlicher Beamten; (Sekwesters), die Beschlagnahme aber geschieht durch einen ebenfalls diesem Hofe verantwortlichen Exploiteur und dessen Substituten.

Der kleine Gerichtshof, (Collegie van kleine Zaken) welcher nur über Objekte unter 250 fl. erkennt, besteht aus 7 honorairen Richtern, (Commissarissen) welche der Gouverneur aus den bessern Bürgerständen ernennt; einem Sekretair und verschiedenen Unterbeamten. Seit 1822 ist ein Jude in diesen Gerichtshof aufgenommen worden.

Das Notariats-Amt wird von einigen Unterbeamten des Civil-Gerichtshofs, welche „Gezworen Klerken“ heifsen, ausgeübt. Will Jemand dort bey einem dieser Gerichtshöfe als Advokat, Prokureur oder Solliziteur auftreten, so mufs er darum bey dem resp. Gerichtshofe einkommen, welcher ihm dann nach Befinden, die Erlaubnifs zur Praxis ertheilt. —

Die Sorge für Unmündige und ihr Eigenthum, so wie die Verwaltung und Auseinandersetzung Herrenloser oder insolventer Nachlassenschaften, ist der Waisenkammer, (de Nieuwe-Wees-Curateele- en Onbeheerde - Boedels - Kamer), anvertraut. Das Kollegium derselben besteht: aus dem Gouverneur, als ihren beständigen Präsidenten; dem Raad-Fiskaal; dem Contrarolleur-Generaal; zwey Räthen van Politie en Crimineele-Justitie und zwey Räthen aus dem Civil-Gerichtshofe; — ferner: aus zwey Waisenherren (Weesmeesteren) einem Sekretair und mehrern Unterbeamten. Als unmittelbarer Zweig der Landes-Regierung, kann die Waisenkammer vor keiner Gerichststelle belangt werden. —

Stirbt Jemand, er sey wer er auch wolle, — mit Ausnahme der Militair-Personen und Seeleute der auf der Rheede liegenden Schiffe, welche ihre Erbschaftsangelegenheiten unter sich selbst ordnen, — so versiegelt die Waisenkammer so lange, bis sich ein Testament in gehöriger Form (vor Notar und Zeugen gemacht und auf der Sekretarey enregistrirt) und Exekuteurs oder Erben, welche dasselbe annehmen wollen, vorfindet, und demnach ihr ferneres Einschreiten unnöthig macht. Ist aber kein solches Testament vorhanden, oder weigern sich die darin zu Erben oder Vollstreckern ernannte Personen, dasselbe anzunehmen, oder sind diese ausser Landes, oder todt; oder aber hat der Erblasser vergessen, im Testamente selbst, diese Waisenkammer, von der Verwaltung seiner Nachlassenschaft auszuschliefsen und sich ihr Officium höflich und ausdrücklich zu verbitten: so setzt sie sich von Rechtswegen in den Besitz derselben, bis zur Erscheinung oder Volljährigkeit der legitimen Erben und schreitet sofort zur Veräusserung aller Mobilien; später aber,

und wenn die Erben saumselig sind, auch zu der von Immobilien und Sklaven.

Sie macht sodann durch 4 mal in allen Zeitungen der Kolonie, und in der Amsterdammer Kurrante wiederholte Avertissemente bekannt: daſs die und die Nachlassenschaft (Boedel) an sie verfallen (gedevolveerd) sey; später, ruft sie auf demselben Weege die Erben oder Gläubiger der Masse auf, sich zu legitimiren und die Rechnungen einzusehen; endlich, und wenn alles regulirt ist, fordert sie zum Drittenmale auf, die Erbschaft oder Dividende in Empfang zu nehmen, nachdem die Kreditoren zuvor, ihre resp. Forderungen haben beschwören müssen. —

Stirbt ein Direckteur oder Blanc-Offizier auf Plantage, so treten die Direckteurs der beyden nächsten Plantagen zusammen, versiegeln den Nachlaſs und übergeben denselben entweder an die Testaments-Exekutoren, oder an die Waisenkammer.

Bey letzter kann übrigens Niemand Auskunft über irgend eine Nachlassenschaft bekommen, wenn er sich nicht, als dazu gehörig autorisirt und qualifizirt ausweisen kann. —

Gesetzliche Ehen können in der Kolonie nicht ohne Erlaubniſs des Gouverneurs und ohne die, durch die Gesetze vorgeschriebene Bedingungen erfüllt zu haben, geschlossen werden. Ausländer müssen sich genügend ausweisen können, daſs von ihrer Heymath aus kein Einspruch dagegen zu erwarten sey.

Die Trauung als Civil-Akt, geschieht durch einen der Räthe von Politie etc.

Jeder freye Bewohner der Kolonie, er sey nun Eingeborner, Niederländer oder Fremder, weiſser oder farbiger, (Kleurling), Christ oder Jude, Grundeigenthümer oder nicht, genieſst die gleichen bürgerlichen Rechte, so wie die vollkommen freye Ausübung seiner Religion. Ist der Fremde, mit einem gehörigen Passe versehen, angekommen, und hat das Gouvernement keine besondern Gründe gehabt, ihm den Aufenthalt dorten zu verweigern, (was wohl nur äusserst selten geschehen mag), so kann er ohne weiters sich für längere oder kürzere Zeit dort niederlassen und seine Kunst, Gewerbe oder Handwerk frey ausüben. Bey Aerzten, Chirurgen und Apothekern, versteht es sich jedoch, daſs dieses nicht ohne Be-

willigung des Collegii Medici, dem die ärztliche Polizey anvertraut ist, geschehen könne; alle übrige Industrie-Zweige dürfen dagegen frey betrieben werden, da es weder Zünfte, Privilegien noch Patente giebt. —

Ebenso ist es auch Jedermann erlaubt, die Kolonie wieder zu verlassen; nur kann Niemand einen Pafs zur Abreise in's Ausland bekommen, der es nicht 6 Wochen zuvor, Dreymal in allen Zeitungen der Kolonie bekannt gemacht und seine etwaige Gläubiger aufgefordert hat, ihr Guthaben bey ihm in Empfang zu nehmen. Geschieht nun von dieser Seite irgend ein Einspruch auf der Gouvernements-Sekretarey, (welche die Pässe ertheilt), so wird der Pafs so lange verweigert, bis jene Schwierigkeiten beseitigt worden; auch wird derselbe nicht anders als gegen ein Certificat aller öffentlichen Aemter (Landskantooren) deren es 16 giebt, „dafs der Abreisende nichts an dieselben verschuldigt sey" abgegeben. —

Dieser Formalität unterliegt jeder Inn- oder Ausländer, der sich kürzere oder längere Zeit dort aufgehalten hat; er sey dort

Grundbesitzer oder nicht, ohne alle Ausnahme. —

Die Steuern und Abgaben in Suriname kann man in direkte und indirekte abtheilen; die direkten bestehen hauptsächlich:

a.) in einer allgemeinen Kopfsteuer auf alle Personen (auch Sklaven) über 15 Jahre, à fl. 6 p. Kopf jährlich.

b.) in einer Steuer vom Einkommen, in 25 Klassen, von 150 fl. bis zu 25,000 fl. vertheilt, und von 6 bis 11 Prozent aufsteigend.

c.) in einer Grundsteuer (Kanon-Gelder) und Häusersteuer letztere zu 4 Prozent von ihrem Miethwerthe, nach Abzug eines Sechstheils für Reparaturen.

d.) in einer Abgabe auf Fuhrwerk, Vieh etc. so zahlt z. B. eine Kutsche jährlich 45 fl., eine Chaise 30 fl., ein Reitpferd 25 fl. ein zweyräderiger Karren 20 fl., ein Zugpferd oder Maulthier 10 fl., — ein Stück Hornvieh 5 fl. etc.

Die indirekten Steuern bestehen besonders:

e.) in einer Accise auf alle vom Auslande eingeführten Getränke, als Wein, Brant-

wein, Liqueur, Bier etc. welche jeder, der sie einführt, gleich beym Ausladen derselben, davon entrichten mufs; ist dies geschehen, dann können solche, ohne einer fernern Kontrole zu unterliegen, konsumirt oder verkauft werden.

f.) in einer Abgabe von 3 Prozent beym Verkaufe oder Transport von Immobilien.

g.) in den Abgaben, auf alle durch öffentlichen Ausruf oder Auction, dort Vendue genannt, verkauft werdende Gegenstände, wovon das Land 8 Prozent geniefst; hauptsächlich aber:

h.) in der Stempel-Taxe, (Zegel) die auf alles ausgedehnt ist.

Das Gesetz, welches ihre Anwendung näher bestimmt, ist weitläufig und komplizirt, und daher ist jedem fremden Geschäftsmanne zu rathen, sich gleich damit bekannt zu machen, um nicht in die starken, für die Uebertretungsfälle bestimmten Strafen zu verfallen. —

Alle diese Abgaben werden mit 10 Prozent Erhöhung und 1 Prozent für den Stempel des Betrags der Quittung, erhoben.

Die direkten Steuern werden jährlich in einem Termine bezahlt und die Steuerpflichtigen sind gehalten, alljährlich schriftliche Aufgaben ihrer steuerbaren Gegenstände einzureichen, wozu sie, so wie zur Bezahlung selbst, in der dazu bestimmten Zeit, von den betreffenden Aemtern aufgefordert werden.

Saumseligkeit und Irrthümer in den Aufgaben werden nach Befinden mit starken Geldbufsen gerügt.

Die Aufgabe des jährlichen Einkommens oder Verdienstes, mufs jedoch von jedem Bewohner der Stadt persönlich und zwar, vor einer dazu besonders delegirten Regierungskommifsion geschehen. —

Nur Leuten die auf Plantagen wohnen, ist es erlaubt, solche durch ihre Bevollmächtigten, Direckteurs und Blanc-Officiers aber, durch das Comptoir ihrer Plantagen thun zu lassen. —

# IV.

## *Einfuhr-Artikel. Zölle. Handel.*

Suriname ist keine Handels- sondern blos eine Landbauende Kolonie. Aller Handel, der dahin getrieben wird, bezicht sich daher blos und allein auf die eigne Konsumtion derselben. Diefs scheinen viele Leute entweder nicht zu wissen, oder bey ihren Unternehmungen dahin nicht genugsam zu beherzigen.

Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, deren Schiffe traktatmäfsig verschiedene Artikel, besonders Mund- Schiffs- und Plantagen-Bedürfnisse z. B.: Salz, Mehl, Reifs, Fett, Fleisch, gesalzene Fische, Lichter, Theer, Pech, Dielen, Bauholz, Tabak, Pferde, Maulthiere etc. einführen, dagegen aber Melassie (der schwarze, vom Rohzucker ablaufende Syrup, wovon in Amerika Rum gemacht wird) ausführen dür-

fen, soll die Kolonie allen Handelsschiffen der übrigen Seefahrenden Nationen verschlossen seyn. Es sollen demnach alle übrigen ausländischen Bedürfnisse der Kolonie aus Niederländischen Häfen und auf Niederländischen Schiffen eingeführt werden.

Trockne Güter jeder Art, auf Holländischen Schiffen eingeführt, sind in Suriname Zollfrey; müssen dagegen bey ihrer Ausfuhr von Holland, als in's Ausland gehend, verzollt werden. Auswärtige nach Suriname bestimmte Güter, werden dort auch nicht mehr transito verzollt, sondern müssen an den Niederländischen Barrières die gewöhnlichen Eingangszölle bezahlen. — Der Fremde jedoch, welcher in Suriname nicht bleibt, sondern nachdem er seine Waaren abgesetzt hat, die Kolonie wieder verläſst, muſs, als Equivalent der Einkomm-Steuer, die er nicht bezahlt, vom Werthe der eingeführten Güter 3 Prozent entrichten.—

Unter diesen Bestimmungen ist es Jedermann erlaubt in Suriname, was er will einzuführen und daselbst im Groſsen oder im Kleinen zu verkaufen. Ausgenommen

hievon ist allein Kriegs-Munition, deren unbeschränkter Verkauf, wie man leicht fühlen wird, der Kolonie gefährlich werden könnte. Die Regierung hat daher gut gefunden, nur Zwey Kaufleute für den Verkauf von Schiefspulver und Feuergewehren unter gewissen Beschränkungen zu patentiren; den unbefugten Verkauf dieser Artikel aber, besonders an Buschneger oder Sklaven, hart zu verpönen. In besondern Fällen, werden jedoch Spezial-Permissionen für den Verkauf von Jagdgewehren ertheilt; auch ist es Niemanden verboten sich dergleichen zu seinem eignen Gebrauche aus Europa mitzubringen.—

Ein grofser Theil der von Holland eingeführten Artikel besteht zuvörderst in Plantage-Bedürfnissen aller Art, z. B,: Allerley Geräthschaften zur Bearbeitung des Erdreichs; zum Graben von Kanälen; zum Abhauen des Zuckerrohrs; Reinigung der Kaffeebäume; Ausrottung des Unkrauts; — ferner: in Dampfmaschinen, eisernen Zylindern, kupfernen Kesseln oder Koch-Pfannen, Destillir-Blasen mit ihrem Zubehör, für die Zucker-Siedereyen und Rum- oder Dram-Brennereyen; so dann: in allerley Bau-Materialien:

als Ziegelsteine, Kalk, Gips, zum Bau der Schleufsen und Brücken; zum Mauerwerk der Zucker- und Destilations-Kessel, der Melassie-Behälter, der Zisternen; der Fundamente von Fabrik- und Wohngebäuden; der Brandmauern und Heerde der Küchen etc. in Fliefsen oder Steinplatten, zum Pflastern der Kochhäufser, der Magazine, der Trockenplätze des Kaffees etc.; idem: in Maurer- und Zimmermanns-Geräthschaften, so wie in Eisenwaaren aller Art, welche zum Bau der Häuser, der Fabriken, der Mühlen, der Wasserfahrzeuge etc. erforderlich sind; in Oel und Oelfarbe zum Anstriche der Gebäude, welcher im dortigen Klima, zur Unterhaltung des Holzwerks, öfter als in Europa wiederholt werden mufs; Endlich: in Reifen, zu Zucker-Melassie- und Kaffee-Fässern; Leinwand zu Kaffee- und Baumwollen-Säcken; bunte Leinwand, Hüte, Tüffeljacken, zur Bekleidung der Neger; in Kochgeschirren, Medikamenten und einer Menge minderbedeutender Dinge, deren einzelne Aufzählung mehrere Blattseiten füllen würde, wovon wir aber nur der Hauptsächlichsten und ihrer Bestimmung erwähnen zu

müssen glaubten, um dem europäischen Leser einen oberflächlichen Begriff von den mannichfaltigen Bedürfnissen einer Plantage zu verschaffen. — Da nun alle diese Sachen, wenn man sie dort, besonders wie es bey Plantage-Lieferungen gebräuchlich ist, auf langen Kredit kauft, gewöhnlich zwey auch dreymal so theuer sind, als man sie vom Mutterlande beziehen kann: so empfängt in der Regel, jede gut verwaltete Plantage ihren jährlichen Bedarf an allen diesen Nothwendigkeiten, entweder von dem Eigenthümer derselben in Holland selbst, oder aber von einem Handelshause, welches die Geschäfte derselben dort besorgt. — Nichtsdestoweniger ist der Absatz der dortigen Kaufleute, welche sich mit diesen Artikeln beschäftigen, noch immer sehr bedeutend; da ausser den Bedürfnissen der Stadtbewohner, auch mancher sonst gut versorgten Plantage, doch zuweilen ein oder das andre mangelt, auf dessen Ankunft nicht gewartet werden kann. Auch giebt es viele kleinere, deren Bedürfnisse zu unbedeutend sind, um aus Europa entboten zu werden; manche hat auch wohl keinen Kredit in Holland; wird

schlecht verwaltet, — oder, liegt unter Sequester. — Der dortige Kaufmann aber kann ruhig an jede Kreditiren, welche nur noch einigermaſsen Producte zu liefern im Stande ist; da seine Forderungen für alle, auf den Nahmen einer Plantage, durch den Eigenthümer oder Administrateur derselben, requirirte Lieferungen, Drey Jahre lang, jeder andern, selbst den hypothekarischen Schulden derselben preferend sind. Er risquirt daher nur für den ausserordentlichen Fall sein Kapital, wenn durch ein besonderes Unglück: als das Sterben oder Weglaufen eines groſsen Theils der Neger, das Grundstück, (dort Effect genannt), werthlos würde. —

Allein so bedeutend und gewinngebend der Handel in diesen Waaren, (Plantage-Behoeften) für den dort auf längere Zeit etablirten und mit allen sonst in dieses Fach einschlagenden Artikeln, gehörig assortirten Kaufmann, seyn mag; so wenig eignen sie sich zu sogenannten „Cargaisons-Gütern“ oder für temporäre Spekulationen.

Der Grund hievon ist: weil es dem, der nicht immer damit handelt, an Gelegenheit, jenem aber zugleich an der nöthigen

Zeit zum Absatze fehlt; beyde müssen daher, um sich endlich nur davon los zu machen, sie entweder en bloc, an einen oder mehrere der sogenannten Amerikanischen Kaufleute (Plantage-Lieferanten) überlassen, oder sie auf Auction (Vendue) verkaufen und in beyden Fällen sich glücklich schäzzen, wenn sie mit 25% Verlust abkommen.—

Selbst Spekulationen in Baumaterialen, welche in Holland, unmittelbar nach empfangener Nachricht von dem grofsen Brande im Januar 1821, unternommen wurden, hatten kein besseres Resultat; ungeachtet man glauben konnte, dafs sie von den Umständen besonders hätten begünstigt werden müssen!—

Wir kommen nun zur zweyten Klasse Niederländischer Importen, und diese besteht besonders in Allem was zum Essen und Trinken gehört und dort unter dem allgemeinen Namen von: „Provisien" begriffen wird.—

Wenn man in Reisebeschreibungen gelesen hat, oder auch von glaubwürdigen Reisenden vernimmt: dafs Suriname höchstens eine Bevölkerung von 60 — 70,000 Seelen (?) habe, worunter, ohne die Truppen (die ihre Lebensmittel nicht durch den Handel bezie-

hen), und die Seeleute, (die von ihren Schiffvorräthen leben), höchstens 6000 freye Menschen aller Religionen und Farben sich befinden; der Rest aber aus Negern und andern farbigen Sklaven bestehe, die, mit Ausnahme des Hausvolks einiger wenigen guten Europäischen Familien, keine ausländische, wenigstens keine Europäische Kost genieſsen; wenn man sich ferner überzeugt hat: daſs Suriname eins der fruchtbarsten Länder des ganzen Erdbodens ist und daſs auſser den tropischen Früchten, welche es alle und in vorzüglicher Güte hervorbringt, dort auch mehrere Arten europäischer Hülsen- und Körnerfrüchte, so wie verschiedene Gemüse gut fortkommen; daſs Schaafe, Schweine und Geflügel sehr gut gedeihen; das Meer und die Flüsse Fischreich sind, die Wälder aber einen Ueberfluſs von Wildpret beherbergen: so muſs es allerdings auffallend seyn zu hören, daſs dieses, an eſsbaren Gegenständen so reiche Land, noch einer Menge fremder und ins besondere europäischer Lebensmittel bedürfe, die, ohne alle Uebertreibung, das Zwanzigfache von dem beträgt, was eine

gleiche Menschenmasse, in Europa konsumiren würde. —

Diese allerdings sonderbare Erscheinung wird nur dann erklärbar, wenn man die dortige Lebensart kennt; wenn man ferner weiſs: daſs das Arbeitslohn dorten, wenigstens auf das fünf- und sechsfache höher als in Europa — wegen der geringen Arbeit, die der Sklave im Verhältnisse dessen, was sein Unterhalt kostet, verrichtet, — angeschlagen werden muſs; daſs sich aber in der Stadt nur wenig Menschen mit Gemüsebau, Viehzucht etc. beschäftigen, so daſs, obschon alles, bey gröſserer Industrie der Einwohner, in hinreichender Menge und zu mäſsigern Preisen vorhanden seyn könnte, dennoch alle und jede einheimische Lebensmittel sehr theuer sind. — Hierzu kommt eine vorherrschende Liebhaberey der Eingebohrnen aller Klassen für Europäische Speisen und Delikatessen, welche jetzt zu den ersten Bedürfnissen gerechnet werden können, so theuer sie auch zuweilen durch Konjunkturen sind. — Es gehört z. B. nicht zu den Seltenheiten daſs man in Paramaribo für 1 Fäſschen holl. Butter von 10 — 12 Pfund 30 —

60 fl., — für ein Pfund Schinken 2 — 2½ fl., für ein Pfund Käse 1½ — 2 fl., für einen Korb mit etwa 100 Pfund holl. Kartoffeln 20— 35 fl. den Sur. Gulden zu 8st. holl. oder 24 kr. Reichsgeld gerechnet bezahlt. — Fügt man hiezu die theuren Getränke, so wird man uns glauben, was wir weiter unten über die Theurung des dortigen Lebens zu bemerken Gelegenheit finden werden.

Der Spekulant aber, welcher jene angeführten Preise zur Norm seiner Berechnungen machen wollte, würde sich oft sehr in seinen Erwartungen betrogen finden; denn nicht immer sind diese Dinge so theuer; ja oft genug wird der Einkaufspreis dafür nicht gemacht. Bey der grofsen Verderblichkeit, welcher alle Lebensmittel in jenem Klima unterworfen sind und bey den oft langen Reisen der Schiffe, kann man annehmen: dafs wohl ein Viertel alles Angebrachten, wenn nicht in ganz verdorbenem Zustande, doch in einem solchen ankommt, welcher längeres Aufbewahren unmöglich macht. Es mufs demnach Vieles à tout prix losgeschlagen werden, so, dafs an diesen Artikeln oft sehr bedeutende Summen verloren gehen.

Der Handel mit Provisien ist daher mehr Hazardspiel als Handel; weil Niemand mit irgend einem Grade von Sicherheit den Erfolg seiner Unternehmungen berechnen kann, welcher ganz allein vom Zufalle, nämlich: von der Dauer der Reise, der Beschaffenheit der Waaren bey ihrer Ankunft, ganz besonders aber vom Zustande des Marktes, den man damit trifft, abhängt. Nichts destoweniger werden gerade in diesen Artikeln wozu denn auch alle Sorten Weine, Liqueure, Brandwein, Bier, Mineral-Wasser, kurz alle nur erdenkliche und transportable Tafel-Bedürfnisse gehören, sehr lebhafte und höchst bedeutende Umsätze gemacht. —

Die Dritte Klasse endlich der Niederländischen Einfuhr-Artikel, begreift alles, was zur Bekleidung oder zum Ameublement erfordert wird, so wie alle die tausende mannichfaltigen Dinge und Geräthschaften nöthiger und entbehrlicher Art, welche heutiges Tages zu den Bedürfnissen der Menschen, in allen Welttheilen gehören.

In einem Lande das keine Fabriken und Manufakturen, ja nur wenige der unentbehrlichsten Handwerker hat; wo das Klima träge

macht, und die Einwohner ohnehin wenig Kunstfleiſs besitzen; der Luxus in Kleidern und Hausgeräthe, besonders bey Wohlhabenden, dem in Europa aber nichts nachgiebt, müssen sich diese Bedürfnisse auf eine unendliche Menge und Verschiedenheit von Fabrikaten ausdehnen. Die vorzüglichsten davon sind: Viele Sorten weiſser und bunter Leinwand; weiſser und bunter Baumwollenzeuge; Tücher und Stoffe für Westen und Beinkleider; Hüte für Herren und Damen; Strümpfe und Schuhe in allerley Farben und Stoffen; Mode- Galanterie- Bijouterie-Quinkaillerie- und Toilette-Artikel jeder Art; Silber-Geräthe, plattirte und lackirte Waaren; Porzellan, Glaswerk und Bronzen; Allerley Meubeln, besonders feinere: als Spiegel, Lüsters, Pendülen, Kupferstiche unter Glas, Pianofortes etc. auch Sopha's, Stühle, Sekretaires, Chiffonnieren etc; Küchengeschirre von Kupfer, Zinn, Blech, Eisen und Fayenze; Chaisen und Pferdegeschirr; Strohstüle, Matrazzen, Federbetten, baumwollne Hangmatten und Bettdecken, Schreibmaterialen, Kalender, Gebetbücher, Schulbücher etc.

Die Einfuhr aller dieser, in den verschiedenen Rubriken angeführten Gegenstände sollte, wie wir bereits erwähnten, ausschliefslich aus oder über Holland statt finden, allein es wird mit vielen davon zum Nachtheile des Handels und der Industrie des Mutterlandes, durch die Nordamerikanischen Schiffe, so wie durch Englische und Französische kleine Fahrzeuge von Barbados, Martinique, Demerary und Cayenne, ein beträchtlicher Schleichhandel getrieben. —

Diese verschiedenen Produkte und Fabrikate fast aller Länder des Erdbodens werden in Paramaribo, nicht nur in einer für den Ort ungebührlich grofsen Menge von Kaufläden und Boutiken (Winkels), und in den Packhäusern holl. Schiffer ausgestellt; sondern auch auf allen Strafsen, durch eine unzählige Menge von Sklavinnen aller Farben, feilgeboten, welche für ihre Herrschaften, die oft nichts weniger als Handelsleute sind, dennoch aber von der allgemeinen Handelsfreyheit profitiren wollen, damit hausiren müssen. Aber man denke nicht, so wie bey uns, in jenen Kaufläden und Packhäusern das wenigstens einigermafsen Gleichartige bey-

sammen zu finden, nein! ein solcher Winkel gleicht gewöhnlich einem Auctionsplatze, wo eben die verschiedensten Waaren und Geräthschaften zusammengebracht wurden. Ganz besonders merkwürdig in dieser Hinsicht, sind die Niederlagen der holl. Schiff-Kapitains, welche ein wahres Quodlibet darbieten: man sieht hier Kleidungsstücke, Lebensmittel, Kanarienvögel, allerley Küchen- und Kammergeräthe mit Geigen und Klarinetten friedlich gepaart, zur grofsen Freude und Erbauung der Eingebohrnen, welche immer, wenn Schiffe ankommen, schaarenweise die Runde machen und die eingebrachten Güter einer sorgfältigen Musterung unterwerfen. Hieraus kann man abnehmen, dafs mit Ausnahme einiger Waaren, für welche es assortirte Magazine giebt, man in Paramaribo selten weifs, wo dieses oder jenes zu bekommen sey, und dafs man daher oft, besonders wenn es keinen Artikel des täglichen Gebrauchs gilt, die Stadt durchlaufen mufs, ehe man ihn findet. —

Die Schiff-Kapitains und ambulanten Kaufleute, wenn die Zeit ihrer Abreise herannahet, werfen dann die Reste ihrer La-

dungen oder Paccotillen gewöhnlich auf öffentliche Verkaufung, wo auf diese Art, so gut es gehen will, damit aufgeräumt wird.—

Diese Auctionen, dort Venduen genannt, geschehen unter Leitung und Aufsicht besonderer dazu ernannten Beamten, an gewissen Tagen, gewöhnlich von 8—10 Uhr Morgens, zuweilen auch von 4—6 Nachmittags, an keinen bestimmten Plätzen; sondern es kann sie jeder halten lassen, wo er will. — Einige Juden haben sich diesem Geschäft besonders gewidmet; man nennt sie „Venduehouders." Das Aufgeld für den Käufer ist 5 %., die Kosten für den Verkäufer sind 8½ %.—

Uebrigens handelt man in Suriname noch nach altem holländischen Maafs und Gewicht, und führt Buch und Rechnung in Gulden zu 20 Stüber Surinamisch Kurrant oder Papiergeld. Im gemeinen Leben rechnet man den Gulden auch zu 4 Schillingen â 5 Stbr. — Die Neger rechnen gewöhnlich nach Karten und nennen eine von 2½ fl.: wan Karta; statt 5 fl. sagen sie Twenti Sering oder: zwanzig Schillinge; 7½ fl. sind Drie Karta und 10 fl. ist wan Bigie Karta, oder eine grofse Karte.

# V.

## *Produkte der Kolonie; Ausfuhr; Zölle davon; Geldwesen.*

Suriname erzeugt im Durchschnitte jährlich, auf etwa 500 gröſsern und kleinern Plantagen: 20 bis 25 Millionen Pfund Rohzucker; 8 bis 10 Millionen Pfund Kaffee, 1 ½ bis 2 Millionen Pfund feine Baumwolle und noch etwa 50,000 Pf. Kakao, dessen Anbau wegen seines allzuniedrigen Preises nach und nach ganz eingehen wird.

Rum wird auf mehrern Plantagen doch nur zum eignen Gebrauche der Kolonie gebrannt, und macht keinen Ausfuhr-Artikel aus; so wie auch der Dram, eine aus den Abgängen des Zuckers gewommene geringere Sorte von Rum, blos für die Neger bestimmt ist. —

Der Syrup oder die Melassie findet seinen Absatz allein an die Nordamerikanischen

Schiffer, welche ihn zu festgesetzten Preisen, als Bezahlung für ihre Produkte annehmen; so: daſs also Kaffee, Zucker und Baumwolle, die einzigen Ausfuhr-Artikel der Kolonie ausmachen, welche ausschlieſslich auf Niederländischen Schiffen, in die Häfen des Mutterlandes verführt werden müssen.

Das meiste hievon, etwa 50 bis 60 Ladungen, kommt an den Markt von Amsterdam; 8 bis 10 Ladungen gehen jährlich nach Rotterdam; etwa zwey nach Middelburg; selten eine in einen andern Hafen. —

Alle diese Produkte müssen in Paramaribo die Lands-Wage passiren, wo die Plantagen auf welchen sie erzeugt worden, zur Verhütung von Unterschleifen, dem Wagmeister angegeben werden müssen. Der Verkäufer oder Einlader bezahlt ein geringes Waggeld. — Der dortige Ausfuhrzoll ist kürzlich auf 3 Prozent festgesetzt worden, und muſs vom Absender in Wechseln à zwey Monat Sicht auf ein Haus in Amsterdam, Antwerpen, Rotterdam oder Middelburg, an die Ordre des Empfängers in Suriname, und zwar in holländ. Curr. Geld ausgestellt, ent-

richtet werden. Bey obwaltenden Differenzen über den Cours des dortigen Papiergeldes gegen die Niederländische Valuta, soll dieser durch den Gouverneur unter Berathung mit dem Finanz-Controleur bestimmt werden. —

Dieses nun leitet unsre Aufmerksamkeit zuerst auf das Geldwesen der Kolonie.

Es giebt in Suriname weder Gold- noch Silbermünzen, sondern ein für die Kolonie gemachtes, und blos in ihrem Umfange gangbares Papiergeld. Dasselbe besteht in Zetteln, dort „Obligatien" genannt, von 20 fl. bis 100 fl. immer mit 5 fl. aufsteigend; ferner: in dergleichen, von 125, 150, 175, 200, 250, 375, 400, 500 und 600 fl. Surin. Courant, welche mit 2 Stempeln und den Unterschriften des Gouverneurs und Finanz-Controleurs versehen sind. —

Die Scheidemünze besteht in Karten von 10, 15, 20, 30 und 50 Stüb. 5 fl. und 10 fl. — welche alle durch Gröfse und Stempel von einander unterschieden sind.

Dieses Papiergeld existirt etwa seit 50 Jahren und hatte anfänglich und noch geraume Zeit nach seiner Entstehung, den vol-

len darauf aus gedrückten Werth in holländisch Curr. Geld, so daſs man sich gegen ein kleines Agio, klingende Münze dafür verschaffen konnte. —

Später, als seine Masse sich vermehrt haben mochte, verlor es mehr, und nach der zweyten englischen Besitznahme, fiel es auf 48 fl. pr. Pf. Sterl. folglich unter 25 % seines Nominal-Werths, als eine der nachtheiligen Folgen, welche der vom Grosbrittannischen Gouvernement gegen alles holländische Eigenthum verhängte Sequester, hervorbrachte. — Kaum aber war die Kolonie wieder an die Niederlande zurückgegeben, so stieg auch der Werth dieses Papiergeldes: man gab im Jahr 1816 150 fl. desselben für 100 fl. holländ. Current-Geld.

Durch die Einfuhr von Negern, welche vom Jahr 1819 bis im Anfange 1822 statt fand, und welche alle mit Wechseln aufs Ausland bezahlt werden muſsten, fiel der Cours dieses Papiergeldes auf 250 — allein nachdem auch jene Einfuhr ins Stocken gerathen war, und ohne andere Ursache, als den Mangel an holländ. Valuta, endlich im

Laufe 1822 sogar auf 260 fl. für 100 fl. holländ. Werthes. —

Wenn man über die Ursachen dieser Erscheinung nachdenkt, so glaubt man diese zuvörderst in der Menge des zirkulirenden Papiergeldes und in einem Mifskredite desselben suchen zu müssen; allein, bey näherer Bekanntschaft mit den finanziellen Verhältnissen des Landes, überzeugt man sich, dafs die Quellen dieses Uebels hier nicht allein liegen; indem die vorhandene Masse desselben mit den Einkünften des Landes durchaus in keinem beunruhigenden Verhältnisse steht.

Eine der Hauptsächlichsten davon ist, unserer Meynung nach, der Umstand: dafs der allergröfste Theil des Surinamischen Eigenthums in Holland oder sonst im Auslande zu Hause gehört, oder doch an Auswärtige verpfändet ist. Diefs nun hat zur Folge: dafs beynahe alle Produkte, welche die Kolonie hervorbringt, in Natura nach Holland an die Eigenthümer oder Mandatarii der Gläubiger der Plantagen, abgeschifft werden müssen, so dafs also nur das Wenige davon zum Verkaufe und in den Bereich des Publikums

kommt, was der dortige Administrator etwa zur Deckung eines dringenden Bedürfnisses davon abgeben mufs; der schuldenfreye Eigenthümer bey für ihn vortheilhafter Konjunktur davon losschlagen will, oder aber, was etwa durch gerichtliche Einschreitungen verkauft wird. Hieraus nun entsteht ein Mifsverhältnifs zwischen den Zahlungsbedürfnissen und den, dem Publiko erreichbaren Zahlungsmitteln, welches dann natürlich, wenn, wie jetzt fortdaurend der Fall ist, jene Bedürfnisse die vorhandenen Mittel beyweitem übersteigen, ein Drängen und Treiben nach Produkten und holländ. Wechseln erzeugen mufs, dem zu vergleichen, welches man bey theuren Zeiten nach Lebensmitteln entstehen sieht.

Mancher Kaufmann, der in Europa Kredit geniefst, darf, um denselben nicht zu verlieren, seine Rimessen nicht verschieben, so augenscheinlich und bedeutend auch sein Verlust dabey ist; der Hin- und Her-Reisende, kann es noch weniger; weil er seiner Fonds in Europa zu neuen Unternehmungen bedarf. — Jeder aber mit Grund befürchtend, von dem zum Verkaufe kommenden

Wechseln und Produkten nichts, oder doch nicht genug für seinen Bedarf zu bekommen, sucht es nun dem Andern durch immer gesteigerte Gebote aus der Hand zu winden, vertheuert dadurch den Markt immer mehr und sieht den Verdienst, den er unter so vielen Gefahren und Mühen gemacht zu haben glaubte, plötzlich zu Wasser werden. —

Es weiſs daher dort eigentlich Niemand was er verdient und was er besitzt; und das Drückende und Nachtheilige dieses Zustandes für alle erwerbende Klassen; für alle diejenigen, deren Einkommen in Surinamischen Gelde fixirt ist; besonders aber für solche, die sich durch Umstände gezwungen sehen, in Surinamischen Gelde ausgeliehene Kapitalien, Grundstücke oder sonstige Effecten zu veräuſsern und in Europäische Valuten zu solch einem verderblichen Cours umzusetzen, liegt am Tage und wird immer fühlbarer.

Noch manche andre Ursache mag bestehen, welche dieses unheilbringende Verhältniſs erzeugt und seine Dauer verlängert; aber es liegt auſser den Grenzen dieser kleinen Schrift, jenen Quellen tiefer nachzuspüren, und Mittel zu ihrer Verstopfung an die

Hand zu geben. Wir haben mit Vergnügen vernommen, dafs der Regierung solche Pläne vorgelegt worden sind, welche, ohne dem Lande bedeutende Opfer aufzulegen, das Uebel nach und nach mindern und endlich ganz ausrotten könnten. —

Wahrscheinlich ist das Königl. Decret vom 8. März 1822. welches alle ausgehende Rechte in holländ. Wechseln zu entrichten befiehlt, eine Folge davon gewesen. So unzureichend diese Maasregel für den Augenblick nun auch seyn mag, so gewährt sie doch die Beruhigung, dafs dieser für die Kolonie, ja selbst für das Mutterland (welches die Rückwirkung jenes Uebels empfindet), höchst wichtige Gegenstand die Aufmerksamkeit des Niederländischen Gouvernements beschäftiget habe, und es läfst sich von seiner Weisheit, und von den väterlichen Gesinnungen des für das Wohl aller seiner Unterthanen so sehr besorgten Königs, mit aller Zuversicht erwarten, dafs wenn man das Uebel einmal in seinem ganzen Umfange kennt, man sicher auch nicht länger säumen werde, zweckmässige Mittel dagegen anzuwenden. —

## VI.

*Paramaribo. — Wohnungen und Gärten. Gesundheits-Anstalten. Bevölkerung. Kultus. Schulen. Zustand der Wissenschaften. Industrie der Einwohner.*

---

Paramaribo, die einzige Stadt der Kolonie Suriname, und der Sitz der Regierung (5° 32′ N. B. — 55° 5′ W. L.) liegt am linken Ufer des Flusses gleichen Namens etwa 4 Stunden von seiner Mündung entfernt, und bildet längs des Ufers desselben ein unregelmäſsig längliches Vierek von etwa einer Stunde im Umfange.

Die Straſsen sind mit Ausnahme weniger, gerade, breit und gröſstentheils mit Orange- hie und da auch mit Tamarinden- und andern Bäumen besetzt; sie sind nicht gepflastert; sondern mit einer Art Muschel-

sand überworfen. Mehrere Strafsen haben gewölbte Kanäle zum Abzuge des Wassers; andere an beyden Seiten Gräben. Die Strafsen sind daher bey grofsen Regengüssen wohl nafs, aber nie schmutzig; und auch die Nässe ist in kurzer Zeit wieder abgelaufen und eingetrocknet. — Es wird sehr auf Reinlichkeit nicht nur der Strafsen in der Stadt, sondern auch auf den Wegen ausserhalb derselben gehalten. — Fremde, welche ganz Westindien bereiset haben, versichern daher allgemein, dafs keine andere Stadt jener Gegenden, sich in dieser Hinsicht mit Paramaribo gleich stellen könne, wo sich nicht nur auf den Strafsen, sondern hauptsächlich auch in den Häusern, die holländische Reinlichkeitsliebe ausspricht. —

Das Fort Zeelandia, liegt etwa einen starken Büchsenschufs flufsabwärts von der Stadt und bildet gleichsam die östliche Spitze derselben. Es ist mit einer grofsen und schönen steinern Kaserne für die Truppen, mehrern geräumigen Gebäuden für die Offizierswohnungen, einem schönen Speise- und Gesellschaftshause für dieselben, (auf dessen Thürmchen sich die einzige Glockenuhr in

Paramaribo befindet), so wie mit einer Bäkkerey, Waffenschmiede und sehr geräumigen Magazinen versehen.

In diesem Fort befinden sich auch die Civil- und Kriminal-Gefängnisse der Kolonie. —

Im Hintergrunde des grofsen und schönen freyen Platzes, der sich zwischen dem Fort und den ersten Häusern der Stadt ausbreitet und gegen den Flufs zu ganz offen ist, liegt das schon ziemlich alte, aber dennoch nicht unansehnliche Gouvernementsgebäude, die gewöhnliche Wohnung des Gouverneurs.

Eine schöne schattenreiche Allee von hohen Tamarinden-Bäumen, deren Zweige ein wohl sechzig Fufs hohes, jedem Sonnenstrahl undurchdringliches Laubgewölbe bilden, und welche sich von der Wohnung des Gouverneurs bis nahe an's Fort hinzieht, bildet gleichsam die Verbindung zwischen diesem und der Stadt, deren längste und schönste, nach Norden äusterste Strafse, in einiger Entfernung oberhalb dieser Allee und in gleicher Richtung mit derselben ihren Anfang nimmt; und sey es, dafs man von oben

oder von unten komme, einen reitzenden Prospekt gewährt. — Bey einem, hinter den Bäumen jener Allee befindlichen Brunnen war es, wo der Gouverneur van Sommelsdyk im Jahr 1688 von meuterischen Soldaten ermordet wurde. — Hinter dem Gouvernementshause liegt der dazu gehörige hübsche und grofse Garten, und zwischen ihm und der Stadt führt ein angenehmer Weg durch eine Vorstadt, die man Combé nennt, zu der nahe gelegenen Plantage Maretraite, welcher Weg, wenn er durch die an letztere stofsende Plantage Tourtonne verfolgt wird, uns durch eine sehr lange Allee, die sogenannte Laan van Tourtonne, dicht beym Hospital in die Stadt zurückführt. In dieser Combé oder Garten-Vorstadt, so wie auf den Wegen hinterm Fort, entlang des Flusses, findet man noch hie und da artige Häuser, welche zum Theile von ansehnlichen Familien beständig bewohnt werden und die alle mit gröfsern oder kleinern Gärten versehen sind.

Ueberhaupt findet man in den mehr landeinwärts liegenden Theilen der Stadt, und überall, wo es der Raum gestattete, viele Gär-

ten; was auch der Stadt einen so ansehnlichen Umfang giebt. Man stelle sich jedoch unter den dortigen, keine auf europäische Art geschmückte und verzierte Gärten vor.

Gewöhnlich sind es ziemlich vernachläſsigte mit Hecken von Limonen oder andern Buschwerk umzogene Grasplätze, hie und da mit einigen Obstbäumen, Kokospalmen und Sträuchern bepflanzt, zwischen welchen sich einiger Gemüſsebau zeigt.

Die schönsten derselben sind kaum einem ordentlichen Baurengarten in Holland zu vergleichen.

Die Ursachen, warum man dort, wo die Natur so freygebig ist, nicht mehr Sorgfalt auf die Kultur und Verschönerung von Gärten verwendet, mag hauptsächlich darinne liegen: daſs man nur wenig Genuſs davon ziehen kann; man müſste im Garten selbst wohnen, um nur einigen zu haben: denn schon gegen Sieben Uhr Morgens wird es warm, und vor 6 Uhr Abends nicht wieder kühl; dann aber ist auch gleich die Dämmerung da und die Muskitos fangen an lästig zu werden. Hierzu kommt, daſs die schönsten Kinder Florens dort nicht gedeihen.

Man kann keine Hyazinthe, Narzisse, Lilie, Tulpe, Anemone, Hortensia, Aurikel, Levkoye, Nelke, keine zarte Moosrose, kein Veilchen noch Geisblatt dort fortbringen, sondern mufs sich mit Sonnenblumen, Astern, Balsaminen, einigen fast geruchlosen Rosenarten und den dort einheimischen, meist geruchlosen Zierpflanzen begnügen.

Immerhin liefse sich mit letztern, worunter es besonders viele herrliche Sträucher: als Iasmin, Oleander, Quafsia, Goldbörschen (Allemanda catharctica) Galanga, Chinesische Malvenrose, Cactus, Cassia pulchra, Rocou, Indigo, wilde Salbey, verschiedene Arten Limonen und Aloe etc. giebt, ein zierlicher Garten darstellen; aber er würde viel Arbeitslohn kosten, und brächte nichts ein! Das letztere ist Grund genug um keinen zu haben. —

Die Häuser in Paramaribo sind mit Ausnahme der Lutherischen Kirche, des Civil-Gerichtshofs-Gebäudes und eines einzigen Privathauses, sämmtlich von Holz und alle ohne Ausnahme mit Schindeln gedeckt. Selbst das Gouvernementshaus hat nur ein Erdge-

schofs (Rez de Chaussée) von Backsteinen, alles übrige daran ist von Holz. —

Eigentliche Keller giebt es auch in der ganzen Stadt keine, und nur wenige der bessern Häuser sind mit etwa 6 Fufs tiefen Souterrains versehen; die mehresten aber stehen frey, auf niedrigen höchstens einen Schuh in's Gevierte dicken Pfeilern von Backsteinen, worauf denn unmittelbar das Balkenwerk aufgesetzt ist. — So gebrechlich nun auch diese Bauart, bey ohnehin sehr schwachem Holzwerke scheint, so hat doch die Erfahrung beym grofsen Brande bewiesen, dafs solche Häuser sehr fest stehen, da man selbst alte und baufällige dieser Art, mit aller Anstrengung nicht niederreifsen, ja nicht zusammenschiefsen konnte, sondern sie stückweise abbrechen mufste. —

Das Aeufsere der hübscheren Häuser in Paramaribo gleicht viel den Holländischen in den Dörfern an der Saan.

Ihr Anstrich ist gewöhnlich lichtgrau, so wie der von Thüren, Fensterladen oder Jalousien, grün; erneuert man diesen aber nicht wenigstens alle vier Jahre, so wird vom Einflusse der Witterung das ganze

schwärzlich, was ihnen ein höchst finsteres und häfsliches Ansehen giebt.

Seit dem mehr erwähnten grofsen Brande im Januar 1821 welcher 1200 Gebäude, worunter 400 Wohnhäuser waren, vernichtete, kann sich Paramaribo, nicht mehr vieler hübscher und grofser Häuser rühmen. Schwerlich werden deren noch Zwanzig zusammenzuzählen seyn, die diesen Namen einigermafsen verdienen: denn von geschmackvoller Bauart, oder wie man sie in den hübschern Städten Deutschlands zu sehen gewohnt ist, giebt es kein einziges. — Nächstdem findet man vielleicht noch 80 bis 100 leidliche Wohnungen; die übrigen aber sind wenig mehr als Barakken, welche, wenn sie nicht Thür- und Fensteröffnungen und hie und da einen frischen Anstrich von Oelfarbe hätten, den Bretterhütten in unsern grofsen Städten, worinn während der Messen oder Kirmissen allerley Gegenstände gezeigt werden, nicht unähnlich sehen würden. —

Die Vier Hauptwände eines solchen Hauses bestehen aus Brettern, welche immer etwa Einen Zoll übereinander hinausragend, auf das Balken- oder Pfahlwerk des Haus-

gerippes dergestalt aufgenagelt sind, dafs die Luft zwar durchziehen aber kein Regen hineinschlagen kann. —

Die wenigsten Häuser haben mehr als den Erdgeschofs und oben eine Mansarde, aus etwa einem durchgehenden schmälern oder breitern Zimmer oder Salon und einigen Scklafkammern an den Seiten bestehend; kleinere oben nichts als ein paar Dachkammern. — Der vordere Theil des Unterhauses (Vestibule) ist zuweilen ganz offen und bildet, wenn das Haus nicht zu einem andern Geschäfte eingerichtet ist, eine Art Ansprach- oder Besuch-Zimmer. Zuweilen ist nur die eine Hälfte offen und die andere zu einem Seitenzimmer abgetheilt; breitere Häuser haben solcher Seitenzimmer gewöhnlich zwey. —

In der hintern Abtheilung des Unterhauses ist sodann die Treppe nach oben angebracht und der übrige Raum zu einer Vorraths-, oder Speisekammer, dort Bottlerie genannt, und vielleicht noch zu einem Zimmerchen benutzt. Die Hinterthüre des Hauses, wenn solches einigermassen auf Bequemlichkeit Anspruch machen soll, öffnet sich gewöhnlich auf eine längs demselben laufende

6 bis 8 Schuh breite Bogen-Gallerie, in welcher man wohl Kaffee und Thee zu trinken, oder sonst sich aufzuhalten pflegt, wenn die Sonne auf der Vorderseite liegt. Von ihr tritt man auf den Platz oder Hofraum des Hauses, der in einigen gepflastert, in andern festgeschlagen und mit Muschelsand beworfen ist. Dieser Platz nun, gröfser oder kleiner, wenn er nicht etwa hinten von einem Garten begrenzt wird, ist gewöhnlich ganz von den zum Wohnhause der Familie gehörigen Nebengebäuden eingeschlossen. Bey Pflanzern und andern Geschäftsmännern findet man da gewöhnlich auch das Komptoir, welches nur die Kaufleute im Vorhause zu haben pflegen; sodann die Küche und mehrere Magazine; das Wasch- oft zugleich Badehaus; den Rest des Raumes an den Seiten, nehmen sodann die Wohnungen der Neger und sonstige Bequemlichkeiten ein. —

Gute Häuser haben auf ihrem Platze eine gemauerte oder eiserne Zisterne für das Trinkwasser, und einen Brunnen für die Neger und zum sonstigen Wasserbedarfe. Aber leider giebt es deren eine grofse Menge, die weder das eine noch das andere besitzen,

und damit auf die Gutwilligkeit der Nachbarn angewiesen sind; allein in den trocknen Jahreszeiten, wo an gutem Trinkwasser oft grosser Mangel ist, schliefst jeder seine Zisterne zu, und dann sieht man zuweilen Leute, welche um einen Krug guten Regenwassers mehr, als um eine Flasche Wein verlegen sind. —

Hat nun ein solches eben beschriebenes geräumiges Haus, oben eine zweyte Etage, unten ein Souterrain, einen hübschen, wenn auch nur kleinen Garten, und etwa die freye Aussicht auf den Flufs; so besitzt es alles, was man sich mit allem Gelde, in Paramaribo in der Art Angenehmes zu erzeugen im Stande ist. —

Einigermafsen gut eingerichtete und wohl unterhaltene Häuser findet man so von innen, wie von aufsen durchaus mit Oelfarbe angestrichen, was das Holzwerk ungemein konservirt, und wodurch die Insekten abgehalten werden. Selbst Fufsböden und Treppen sind so angestrichen. Tapezirte Zimmer findet man wenige, weil die Zimmer dazu nochmals an den äufsern Wandseiten von innen getäfelt werden müssen, was sie sehr warm

macht; auch bleiben dort, wegen Luft und Insekten, die Tapeten nur kurze Zeit schön und müssen oft erneuert werden.

Allein, wenn den dortigen Zimmern auch diese Zierde entbricht, so findet man sie, bey vornehmen und wohlhabenden Personen, dennoch sehr geschmackvoll mit Spiegeln, Lüsters, schönen Kupferstichen, auch wohl Gemälden und überhaupt mit einem reichen Ameublement ausgeschmückt, so dafs man das hölzerne Haus ganz darüber vergifst.

Man liebt diese Art von Luxus sehr, so wie auch den in schönen und kostbaren Tafelgeschirren von Silber, Kristallglas und Wedgwood. Der Geschmack dafür ist allgemein und man tritt zuweilen in ein kleines unansehnliches Haus, was dennoch von innen mit kostbarem Geräthe versehen ist. —

Glasfenster kommen jetzt mehr in Gebrauch, als es wohl früher der Fall gewesen; da man sie jedoch in Wohnzimmern, der Wärme wegen immer offen lassen mufs, so bietet ihre Anwendung, aufser in Schlafzimmern, bey grofsen Kosten, wenig Vortheil dar: denn, öffnet man nur eins oder wenige, so entsteht Zugwind, der bey ganz

offnen Fenstern und Thüren nicht bemerklich, auch nicht schädlich ist. Die mehresten Leute begnügen sich daher auch noch, wenigstens für ihre Wohnzimmer par terre, mit halben Jalousieen oder Chassis-Rahmen von grüner Gaze. Auf der Seite, wo just die Sonne liegt, so wie bey starkem Regen, werden die Laden zugemacht, was immer, wenn man Glasfenster hat, auch geschehen muſs. — Bey trocknem Wetter ist der Staub in der Stadt sehr lästig, und man kann sich eben, weil alles offen ist, wenig dagegen schützen. —

In keinem Surinamischen Wohnhause ist eine Küche; und da man auſserdem keine Feuerheerde kennt, so haben sie auch keine Schornsteine und überhaupt den groſsen Vorzug vor Europäischen Häusern, besonders groſser Städte, daſs man darinn weder von Rauch, noch sonstigen übeln Gerüchen belästigt wird. —

Die Hausmiethe war immer theuer in Paramaribo; allein seit dem Brande, ist sie wohl auf das doppelte von ehemals gestiegen. Die kleinste erbärmlichste Wohnung, liegt sie nicht ganz aus dem Wege, kostet

12—1500 fl., etwas bessere 18—2500 fl.; gute Häuser 3 — 5000 fl. Surinamisch Geld per. Jahr. —

Nur auf Combé, oder in ganz abgelegenen Gegenden der Stadt, kann man sie ein Drittel billiger rechnen.

Hieraus nun, und aus der mehrmals berührten Theurung der gewöhnlichsten Lebensmittel und andrer Bedürfnisse, kann man den Schlufs ziehen: dafs Jemand eben nicht brillant zu leben braucht, um jährlich 10,000 fl. Surinamisch Geld in Paramaribo zu verzehren. —

Die Bevölkerung der Stadt ist nicht bestimmt anzugeben; man kann sie mit Innbegriff der Garnison des Forts Zeelandia, der Seeleute und der sich dort abwechselnd aufhaltenden Fremden, höchstens auf 18—20,000 Seelen schätzen: wovon etwa 6000 freye Leute verschiedener Farben und Religionen, der Rest aber farbige und schwarze Sklaven sind.

Die Stadt Paramaribo besitzt ein grosses, geräumiges und wohl eingerichtetes Hospital, welches nicht allein für die in der Kolonie befindlichen Truppen bestimmt, son-

dern auch für Seeleute, Fremde, ja für jeden offen ist, dessen Lage und Mittel ihm die Verpflegung in einem Bürgerhause versagen. Für die Seeleute bezahlt das Schiff. Fremde, Blanc-Offiziers oder andere, welche noch einige Mittel besitzen, müssen für die Pflege eine angemessene doch billige Vergütung bezahlen; sind sie mittellos und sterben darinn, so fällt ihr noch bey sich habender Nachlafs dem Hospital anheim.

Die Verwaltung und Aufsicht desselben, ist dem jedesmaligen Ober-Arzte der dortigen Truppen, (Chirurgyn-Majoor), anvertraut; er besucht es täglich zweymal und hat zu seiner Hülfe noch Drey oder Vier Militär-Aerzte verschiedener Klassen, welche dabey angestellt sind und wovon einige darinn wohnen müssen.

Es hat seine einige Offizin, einen Oekonomie-Verwalter, Schreiber etc. so wie die nöthige Anzahl Wärter und Sklaven; auch besitzt es eine kleine Stunde von der Stadt eine Art Vorwerk, wo Früchte, Gemüse etc. für dasselbe gezogen werden.

Der Gouverneur selbst besucht zum öftern diese wohlthätige Anstalt, deren gute

Einrichtung man allgemein rühmt, und für welche auch die geringe Sterblichkeit der darinne verpflegten Kranken zeugt. Es starben, laut amtlichen Listen, von den in den Jahren 1817, 1818 — 1819 darinne aufgenommenen 3054 kranken Militair-Personen, in allem 123. —

Ausser den Aerzten des Hospitals, die auch mehr oder weniger Praxis in der Stadt haben, giebt es in Paramaribo noch mehrere geschickte Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer; ebenso auch einige gute Apotheken; auch einige jüdische. —

Am Saramacca-Flusse, etwa eine Tagreise von der Stadt, ist ein Etablissement Namens: „Voorzorg" für die Unglücklichen, welche mit der unheilbaren Boisie (Lepra Arabum) behaftet sind, angelegt. —

In den verschiedenen Distrikten der Kolonie befinden sich ebenfalls chirurgische Etablissemente, wo Plantage-Leute, die nächste ärztliche Hülfe finden können. Gewöhnlich stehen die Plantagen mit einem solchen Land-Arzte, wegen ihrer kranken Neger, in einem jährlichen Akkorde, und der Arzt besucht dann die Plantagen an ge-

gewissen Tagen regelmäſsig, wird aber bey Nothfällen zu jeder Zeit entboten.

Da in jenen Klimaten die Krankheiten durchaus keinen Aufschub leiden, ohne daſs man sich der äuſsersten Gefahr aussetzet; da ferner der Arzt, angenommen er sey ein geschickter Mann, (was bey manchen gewiſs der Fall ist, wiewohl es selten Aerzte, sondern nur Wundärzte sind, welche dort wohnen), oft weit ab wohnt, auch wohl nicht zu Hause gefunden wird, folglich auf sein schnelles Erscheinen nicht mit Gewiſsheit gerechnet werden kann, so ist dem Europäer, der auf Plantage erkrankt, immerhin zu rathen, sich ohne allen Zeitverlust, in die Stadt, zu befreundeten Menschen, oder in's Hospital bringen zu lassen. Vielen kostete schon die Zögerung von nur einem Tage, das Leben.

Vieles Lob verdienen die Einwohner von Paramaribo, wegen ihrer uneigennützigen Bereitwilligkeit in Verpflegung von Kranken, welche Zufall oder Gastfreundschaft unter ihr Dach, oder sonst mit ihnen in nähere Bekanntschaft brachte: sie unterziehen sich oft mit Aufopferung von Zeit und Nachtruhe persönlich dieser menschenfreundlichen Pflicht

und scheuen dabey weder Mühe noch Kosten. Besonders zeichnen sich die Frauen in Suriname in Ausübung dieser Tugend rühmlichst aus. —

Es giebt in Suriname keine herrschende, oder allgemeine Landes-Religion; die Christliche aller Confessionen, so wie die Jüdische, werden dort frey ausgeübt, und Niemand wegen seines Glaubens gekränkt oder zurückgesetzt. Die Reformirten, deren schöne Kirche der Brand in Asche legte, halten jetzt ihren Gottesdienst in dem Bethause der Lutheraner, welches verschont blieb. Jede Gemeinde hat ihren besondern Seelsorger. Die Römischkatholische, obschon die kleinste, hat deren zwey, und hält, da auch ihre Kirche ein Raub der Flammen wurde, ihren Kirchendienst einstweilen in einem Privathause. —

Die Moravische Brüdergemeinde, aus etwa fünf deutschen Familien bestehend, hat viele Anhänger unter den Negern; ihr Bethaus liegt in der Mitte ihrer aneinanderhängenden Wohnungen, die der Brand verschonte. Sie halten ihren Gottesdienst in der Neger-Mundart, (neger englisch) und haben darinn

auch zum Gebrauche ihrer Katechumenen, einen Auszug des Neuen-Testaments drucken lassen. —

Der Gottesdienst aller übrigen Christlichen Gemeinden wird in Holländischer Sprache gehalten. — Die Feyer der Sonn- und Festtage ist anständig und die Kirchen werden fleifsig besucht.

Während des Gottesdienstes müssen alle öffentlichen Häuser und Kaufläden geschlossen seyn; auf den Strafsen darf nichts gearbeitet und selbst in den Häusern kein störendes Geräusch gemacht werden; man hält hierauf strenger, als in Vielen Europäischen Städten.

Die Juden theilen sich in die Portugiesische und Hochdeutsche Gemeinde, deren jede eine schöne Synagoge hat.

Oeffentliche vom Lande unterhaltene Schulen bestehen keine; alle Institute dieser Art, deren es viele für beyde Geschlechter giebt, sind Privatunternehmungen, stehen aber unter Aufsicht einer Schulkommission.

Die Kinder werden darinnen gut und zweckmäfsig in der Religion, in der holländischen und französischen Sprache, im Rech-

nen und Schreiben unterwiesen. Wer höhern Unterricht verlangt, muſs seine Kinder nach Europa schicken, was auch sehr häufig geschieht.

Auſser den Brod- oder Amts-Studien, beschäftigen sich dort nur sehr wenige Menschen mit den Wissenschaften, wozu es auch an Hülfs- und Nahrungsmitteln, als Bibliotheken, Museen und gelehrten Vereinen ganz entbricht. Ein Buchhändler kann unter diesen Umständen dort auch nicht bestehen. Will jemand ein wissenschaftliches Werk haben, so läſst er es selbst aus Europa kommen. Holländische Romane, Fibeln, Almanache u. s. w. kommen von Zeit zu Zeit als Cargaisons-Gut dorthin; was also bliebe ihm zu verkaufen übrig? —

Dennoch hatte sich dort seit dem Jahre 1818 eine Art Buchhandlung, womit eine für den Ort ziemlich gute Leihbibliothek verbunden war, gebildet; allein auch ohne den Brand, der ihrer Existenz ein plötzliches und trauriges Ende machte, würde sie, bey dem dort so kleinen leselustigen und lesefähigen Publiko, gleich frühern Anstalten dieser Art, nach und nach eingetrocknet seyn.

Mehr zu bedauren ist das, gleichfalls durch jenes unglückliche Ereignifs ins Stokken gerathene Unternehmen, eines von dem dortigen verdienstvollen Präsidenten Lammens redigirten, bey C. G. Sulpke in Amsterdam in den Jahren 1820—1821 herausgekommenen Surinamschen Almanachs; ein Werkchen, welches schätzbare und authentische Beyträge zur Kenntnifs der Kolonie, so wie eine gedrängte Analyse dessen, was darüber früher geschrieben worden ist, enthielt; und woraus wir manches entlehnt zu haben gern bekennen.

Der Gelehrte, den einmal Wifsbegierde in jenes Land führt, rechne demnach dort auf kein Hülfsmittel irgend einer Art, sondern versehe sich mit allem, was er zu seinen Forschungen und Arbeiten nöthig haben dürfte, reichlich und so vollständig als möglich in Europa, wenn er sich nicht allerley Entbehrungen und köstlichen Zeitverlust aussetzen will!

Aus dem, was wir über die Einfuhr und den Handel der Kolonie unsern Lesern mitzutheilen fanden, wird man bereits den Schlufs gezogen haben, dafs es, aufser de-

nen mit dem Landbau unmittelbar in Verbindung stehenden Handwerken, als: Maurer, Zimmerleute, Mühlenmacher, Schmiede, Küfer u. s. w. und den für das Bedürfnifs der Stadt erforderlichen Bäckern, Fleischhauern und Kleidermachern, in Paramaribo wenig Industrie dieser Art geben könne, da man fast alles Uebrige ganz fertig aus Europa bekommt. Wirklich giebt es auch in Paramaribo keinen Schlosser, keinen Huthstaffirer, keinen Stellmacher, der aufser grobem Werk etwas machen könnte; keinen Sattler noch Riemer; keinen ordentlichen Buchbinder, keinen Dreher, keinen geschickten Tischler, keinen tüchtigen Uhrmacher, noch weniger aber einen Mechaniker oder solchen Mann, der in Stahl, Eisen, Messing, Holz oder Elfenbein, irgend ein feines Stück Arbeit, Instrument, Geräthe oder Kunstwerk zu repariren, vielweniger zu machen im Stande wäre. Hat man daher das Unglück, an irgend einem solchen Stücke oder Kunstwerke etwas zu beschädigen, z. B. ein Glas in einem optischen Instrumente zu zerbrechen, oder es springt der Sangboden eines Piano; an einer Violine oder Guitarre läfst der Leim los;

man zerbricht das Mittelstück eines Blas-Instruments u. s. w. so sucht man dort vergebens nach Hülfe; man mufs, will man das Stück nicht wegwerfen, es zur Reparatur nach Europa senden.

Man fühlt leicht, dafs wenn hierdurch der Absatz von Gegenständen geringern Werthes, allerdings bedeutend vermehrt wird, dieser Umstand hingegen dem Verkaufe feinerer Luxus- uud Kunstgeräthe grofse Schwierigkeiten in den Weg wirft; da man diese lieber ganz entbehrt, als dafs man sich auf solche Art ihrem Verluste aussetzen will.

Eigentliche Künstler aber, als: Zeichner, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Graveurs, geschickte Juweliers u. s. w. wird man daher um so weniger in einem Lande suchen wollen, wo kaum die allernothdürftigsten Handwerker, und die nicht alle, zu finden sind; auch würden sie dort schwerlich ihr Auskommen finden, viel weniger Glück machen. An Pfuschern in allen Fächern aber, ist dagegen ein grofser Ueberflufs.

Bey dieser Lage der Dinge, wird man nicht erwarten, dafs es um die Musik viel besser stehe. — Sie hat auch dort, wie über-

all ihre Liebhaber, die jedoch, da ihrer zu wenige sind, auf jeden bessern Genufs verzichten müssen. Es fehlt durchaus an guten Lehrern; und so lange man diese entbehrt, wird natürlich diese Kunst dort in der Wiege bleiben müssen. —

---

# VII.

*Gasthöfe. Gastfreundschaft. Gesellschaftlicher Ton. Sozietäten. Oeffentliche Vergnügungen. Lebensweise. Küche. Bedienung. Kleidung. Sprachen. Bemerkungen für Deutsche, welche nach Suriname reisen wollen.*

Es giebt in Paramaribo keine eigentlichen Gasthöfe; wohl aber einige Privat-Häuser, wo Fremde unterkommen können und welche leicht zu erfragen sind.

Indessen ist der Aufenthalt in diesen Häusern theuer und kostet nachdem man lebt, täglich wenigstens 25 — 50 fl. Surin. Geldes oder 10 — 20 fl. in 24 fl. Fufs. Man mufs daher, bleibt man längere Zeit in der Stadt, sich sogleich um eine Wohnung und wo möglich auch um einen Tisch in einem Bürgerhause umsehen, und da diese oft nicht au-

genblicklich zu finden sind, so wird derjenige, dessen Mittel einen solchen Aufwand nicht gestatten, wohl thun, sich mit dem Kapitaine des Schiffs, womit er gekommen, dahin zu verständigen, dafs dieser ihn so lange am Bord beherberge, bis irgend eine passende Gelegenheit für sein Unterkommen gefunden ist. Hieran nun mangelt es keineswegs, wenn man sich nur erst einigermafsen mit den dortigen Lokalverhältnissen bekannt gemacht hat. —

Die in ältern Beschreibungen von Suriname, so oft, — und ohne Zweifel mit Grund — gerühmte Gastfreundschaft der dortigen Einwohner, hat sich auch heutigen Tages noch nicht ganz verloren; nur mufs man sie jetzt, unter ganz veränderten Umständen, nicht mehr in der Art anzutreffen hoffen, wie sie vielleicht in frühern Zeiten, wo man sich dort allgemein in bessern und geräumern Verhältnissen bewegte, und wo auch nur selten Fremde dorthin kamen, ausgeübt worden ist.

Die Häuser in Paramaribo sind, wie wir bereits erwähnten, meistens klein, haben wenig Zimmer, und sind zur schicklichen Auf-

nahme eines Fremden — wenn die Familie nicht auf alle eigne Bequemlichkeit verzichten soll, — in der Regel nicht geeignet.

Aber auch abgesehen von Raum und Bequemlichkeit, welche den mehresten Einwohnern seit dem Brande selbst abgehen, wird die Beherbergung von Fremden, Leuten, die keinen Aufwand machen können, schon rücksichtlich der Theurung aller Lebensmittel lästig. — Unter solchen Umständen also kann der Fremde, wenn er dort nicht etwa einen Freund hat, dessen Verhältnisse seine Aufnahme gestatten, auf eine solche, selbst von Personen, an welche er angelegentlich empfohlen seyn kann, oder mit welchen der Zufall ihn zuerst bekannt machen möchte, billigerweise nicht rechnen; wohl aber darauf: daſs ihm dort immer jedes irgend befreundete Haus gastfrey offen stehen werde. Er wird in keines treten, selbst nicht in die Wohnung des Minderbegüterten, ohne daſs ihm nicht irgend eine Erfrischung mit herzlicher Freundlichkeit angeboten würde. Findet er die Familie am Frühstücke, Mittags-Essen, beym Thee; oder ist sie im Begriff irgend etwas zu genieſsen, er ist

dabey willkommen und kann ohne Zeremonie daran Theil nehmen.

In mehrern grofsen Häusern aber, trifft man täglich Fremde und einheimische Gäste; hier ist wahre Gastfreundschaft zu Hause und der dort einmal eingeführte gebildete Fremde, findet da stets freundlichen Empfang und gewifs in gesellschaftlicher Hinsicht das Angenehmste, was der Aufenthalt in Paramaribo darbietet. —

Der dort einheimische Ton ist heiter und ungezwungen; es herrscht da kein Geld-, Rang- noch Titel-Stolz, die in Europa so oft anekeln; auch der minder Wichtige, minder Reiche, bewegt sich frey und nimmt, ohne irgend eine Zurücksetzung fürchten zu müssen, den Rang in der Gesellschaft ein, welchen ihm seine persönlichen Eigenschaften anweisen und sichern. —

Ueberhaupt scheiden sich in Suriname Nationen, Stände und Religionen nicht so grell von einander ab, als in Europa; man ist tolerant und also gesellig, und wenn schon die dasigen Engländer und Franzosen, deren es jedoch nur wenige giebt, mehr für sich leben, so machen dagegen die dort seit lange

einheimischen Europäischen Familien, mit den Holländern und Deutschen, gleichsam nur eine Nation aus. —

Die kouleurten freyen Leute der Kolonie bilden gewissermassen eine eigne Klasse oder Kaste, welche, in gesellschaftlicher Hinsicht, gegen die weifsen Bewohner zurückstehen mufs. — Indessen sind die Verbindungen und Verhältnisse der Weifsen mit den Farbigen so vielartig, und jene Zurücksetzung keinesweges solcher Art, dafs sie die gute Harmonie der Einwohner stören, noch weniger aber die Ruhe der Kolonie gefährden könnte.

Viele farbige Leute sind als öffentliche Beamte angestellt; sind Schullehrer, Komptoirbedienten u. s. w., und man findet unter ihnen viele rechtliche und gebildete Menschen.

Sogenannte Sozietäten oder geschlossene Kollegs giebt es in Paramaribo drey. Die Juden, die in diesen keinen Zutritt haben, hatten deren unter sich vor dem Brande ebenfalls mehrere, welche seitdem aber eingegangen sind.

Die vorzüglichste dieser Gesellschaften, dort unter den Namen „de Societeit“ bekannt, besteht aus Magistratspersonen, Pflanzern und Administrateurs des ersten Ranges, so wie aus einigen der vornehmsten Beamten und Rechtsgelehrten; in ihr kann durch ein Mitglied jeder für einen solchen Zirkel passende Fremde eingeführt werden.

Die zweyte Gesellschaft dieser Art: „Union“ genannt, ist schon gemischter. In ihr findet man Beamte, Kaufleute, Bürgersleute und holländische Schiff-Kapitains.

Die dritte endlich ist die Militair-Sozietät im Fort Zeelandia für Offiziers und Militair-Beamte; auch Bürger haben Zutritt, und können in derselben aufgenommen werden.

Auch besitzt Paramaribo eine Freymaurer-Loge, so wie eine Gesellschaft zum Nutzen für's Allgemeine (tot Nut van't Algemeen) als Zweig des über ganz Niederland ausgebreiteten Vereins dieses Namens.

Andere gesellschaftliche Ressourcen giebt es keine, und ich wüfste aufser einer monatlichen Vorstellung im dortigen Liebhabertheater, keine öffentliche Belustigung und Zer-

streuung zu nennen. Dörfer, oder öffentliche Gärten, wohin man gegen Abend einen Spaziergang oder Ritt machen, und dort etwa Thee, oder sonst eine Erfrischung einnehmen könnte, giebt et dort nicht.

Ebensowenig öffentliche Bälle, Kasino's etc. Es fehlt zwar dem, der gern tanzt und einige Bekanntschaft hat, nicht an Gelegenheiten hiezu; besonders wenn es ihm nicht etwa anstöfsig oder unter seinem Range scheint, an Bällen von kouleurten Damen, deren es zuweilen sehr brillante giebt, Antheil zu nehmen.

Die Europäischen Familien geben selten dergleichen; der Gouverneur zuweilen an hohen Namensfesten, wozu jedoch in der Regel blos die Mitglieder der Regierung, Offiziers und Civilbeamte eingeladen werden. —

Da dorten der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tage höchstens 20 Minuten beträgt, so konnten die Tagsgechäfte auch sehr gleichförmig eingerichtet werden. Um 6 Uhr Morgens ist's, Jahr aus, Jahr ein, heller Tag; um 6 Uhr Abends sinkt die Sonne; um halb Sieben ist's Nacht. — An den Wochentagen öffnen sich die Aemter,

und an ihren Sitzungstagen die Gerichtshöfe gegen Neun Uhr Morgens und schliefsen sich zwischen 12 — 1 Uhr, wo alle öffentliche Geschäfte aufhören. Die Komptoire der Pflanzer findet man etwas früher offen; die Kaufläden aber beynahe so lange es Tag ist. Abends ist alles geschlossen und bey Licht wird in der Regel nichts verkauft und überhaupt nichts gearbeitet. Vor und nach 6 Uhr, sollen keine Güter gelöscht, eingeladen noch transportirt werden. — Um 8 Uhr Abends sollen die Soldaten in ihren Kasernen, die Matrosen auf ihren Schiffen seyn; schickt man nach dieser Zeit, welche durch den Retraite-Schufs vom Fort angekündigt wird, noch einen Sklaven aus, so mufs er mit einem Passierzettel seines Herrn versehen seyn, soll er nicht von den Wachen oder Patrouillen aufgehalten werden, was seiner Herrschaft 6 fl. kostet.

Die Lebensweise in Paramaribo weicht bedeutend von der gewöhnlichen Europäischen ab; doch nähert sie sich mehr der Englischen und der in den Seestäden auf dem Continente.

Man geniefst des Morgens Thee, Kaffee oder Chokolade; um 12 Uhr wird beynahe durchgängig ein Gabelfrühstück (Breakfeast) eingenommen, und dann von 2—4 ein Mittagsschläfchen gemacht.

Man kleidet sich sodann an, sitzt oder wandelt bey der nun eintretenden erfrischenden Kühlung bis gegen 6 halb 7 Uhr, wo man sich zur Tafel setzt. Man bleibt gewöhnlich bis gegen 8 Uhr an derselben sitzen, wo Caffee, Thee und Liqueurs herumgegeben werden, worauf dann bey schönem Wetter noch eine Promenade durch einige Strafsen der Stadt gemacht, und der Rest des Abends in irgend einer Gesellschaft zugebracht wird. —

Leute, denen ihre Gesundheit lieb ist, gehen zwischen 10—11 Uhr schlafen, da man gefunden hat, dafs Mangel an Nachtruhe und die späte Abendluft, so wie vieles Herumwandeln im Mondscheine, dort besonders nachtheilig seyn sollen. —

Die Surinamische Küche ist weder die Französische, Holländische noch Englische; hat aber von allen etwas und bildet aus diesem Grunde und wegen der vielen jenem

Himmelsstriche eignen Speisen eine eigne Art. Der Europäer von welcher Nation auch, gewöhnt sich leicht daran und diefs zeugt für ihre Güte im Allgemeinen. Mit Ausnahme des Kalbfleisches, welches selten zu haben, und des Rindfleisches, was in der Regel mager und schlecht ist, hat man manches andre, als Schaaffleisch, Schweinefleisch, Geflügel und verschiedene Arten Fische, so gut als in Europa. Immerhin entbehrt man vieles und besonders die schmackhaftesten unserer Gemüse, als Spargel und Blumenkohl, so wie alle Europäische Obstarten; doch giebt es einige sehr schmackhafte Strauch- und Baumfrüchte, welche als Gemüse oder Compots genossen werden können.

Nichts desto weniger findet selbst der Gourmand dort seine Rechnung, und die Tafeln der dortigen guten Häuser sind von der Art, dafs man sie schwerlich in den Hauptstädten Europens besser und wohlbesetzter antreffen dürfte. —

Aufser einer geringen Anzahl freygelassener Sklaven, die für Geld dienen und unter welchen man selten taugliche Dienstboten findet, ist man in Suriname hinsichtlich

der Bedienung, auf die der Sklaven beschränkt. Wer keine in Eigenthum besitzt oder haben will, kann deren miethen. Der Lohn einer gewöhnlichen Dienstmagd ist 7 fl. pr. Woche, den sie ihrer Herrschaft geben mufs; will man daher von einem solchen Geschöpfe willigen Dienst haben, so mufs man diefs durch kleine Liberalitäten zu erreichen suchen, weil ausserdem nur das Befohlene und schlechterdings Nothwendige zu erwarten steht; diefs nun wird aufser der Kost, die man ihnen geben mufs, die wöchentlichen Kosten der geringsten Magd auf 12 fl. bringen. Gute Köchinnen, Nätherinnen kosten wohl das doppelte. Kinder hat man billiger, dagegen ein starker und geschickter Neger täglich 2½ à 3 fl. verdienen kann. Da sie träger Natur, und meistens nur zu einem Geschäfte geschickt sind, so braucht man dort auch viel mehr Hausbedienten als in Europa, was nicht wenig beyträgt, das Leben dort so kostspielig zu machen. In guten Häusern hat jedes Kind seine eigene Wärterin oder Bedienten. Man hat eigne Mägde für die Küche, auch wohl noch einen Koch; andre für die Wäsche, andere für die Reinhaltung

des Hauses. Hat man Pferde, so ist für jedes Pferd, soll es gut abgewartet werden, ein Neger erforderlich; hat man Gärten oder Vieh, so müssen auch dafür besondere Leute da seyn. Es versteht sich dabey, dafs Herr und Frau ausserdem ihre eigene persönliche Bedienung haben; diese kleidet die Herrschaft an, bedienet sie bey der Tafel, begleitet sie wenn sie ausgehen u. s. w. — Je reicher und vornehmer man ist, desto grösser ist die Zahl der Bedienten, man findet deren in manchen Häusern 20—30.

Diese Haussklaven sind gewöhnlich in guten Häusern reinlich und nett nach Landessitte gekleidet, besonders die Mädchen. Man treibt damit eine Art Luxus. — An festlichen Tagen sieht man sie wohl in feine Zitze und Moufselin gewickelt und mit Zierrathen von Gold und Korallen bedeckt. Der Zustand dieser Menschen, so wie der Sklaven überhaupt, hängt ganz allein von der Gemüthsart ihrer Herren ab; ist diese gut und menschenfreundlich, so kann ihr Loos nicht nur sehr erträglich, sondern oft gut genannt werden; im umgekehrten Falle haben sie es auch desto schlechter.

Allein trotz alle dem, kann man im Allgemeinen den Charakter dieser Menschenklasse nicht bösartig nennen; was übrigens, wenn er es wäre, nur eine natürliche Folge ihres Zustandes, der sie jeder Laune ihres Eigenthümers blosstellt, seyn würde. Es giebt deren allerdings, die zu allem Schlechten aufgelegt und fähig sind; aber in welchem Lande und unter welchem Volke gäbe es keine solchen? und dennoch, wenn der Sklave schlecht ist oder es wird, ist's in den allermeisten Fällen seiner Herrschaft eigene Schuld; die ihn vielleicht verwöhnte, nicht in geziemender Entfernung, oder nicht unter nöthiger Zucht und Aufsicht hielt; oft aber auch, selbst schlechter von Sitten und Charakter als der Sklave, ihm verderbliche Beyspiele gab. — In guten Familien, und besonders bey rechtlichen und freundlichen Menschen, findet man auch durchgehends gute und gesittete Sklaven, und hört selten oder nie von Uebelthaten; diefs ist Beweises genug. —

Dennoch ist ihre Anhänglichkeit, besonders an ihre angebohrne Herrschaft, grofs und aufrichtig; sie lieben die Kinder dersel-

ben wie eigene, und sind denen, welche sie etwa säugten oder aufzogen, zeitlebens mit grofser Neigung zugethan.

Schenkt Jemand einem Sklaven die Freyheit und verläfst derselbe auch das Haus seines ehemaligen Gebieters, sicher betrachtet er sich zeitlebens als seinen Diener und eilt bey jeder Gelegenheit zu seinem Dienste herbey.

Die Kleidung der europäischen Familien in Suriname, so wie der besseren Klasse der freyen farbigen Leute, ist ganz die unsrige, nur dem Klima angepafst; man trägt die Sommertracht der Hauptstädte unsers Erdtheils. Durch die vielen ankommenden Fremden, fehlt es nie an Mustern, und in den dortigen Kaufläden nie, oder selten nur, an Stoffen zu den neuesten Moden, und die Kleiderkünstler in Paramaribo verstehen trotz den Europäischen ihre Sachen zu machen. Man hält in allen Ständen viel auf nette Kleidung, und besonders auf schöne Wäsche. Männer tragen gewöhnlich Unterkleider von weifsen leinenen oder baumwollenen Stoffen. Im Hause, am Komptoir, auch wohl in Geschäfts-

gängen des Morgens, einen dergleichen kurzen Rock, dort Kabadje genannt.

Macht man Besuche, oder empfängt deren, so wird ein Tuchrock angezogen. Bey Trauer, welche dort allgemein gebräuchlich ist und lange dauert, ist bey Männern ganz schwarze Kleidung von Tuch oder Kasimir, unerläſslich; eine für jenes Klima durchaus unpassende Gewohnheit!

Die Surinamischen Frauen kleiden sich meistens in feine Mouſseline und Perkals; die weiſse Farbe und die englische Moden sind vorherrschend; äuſserst selten sieht man ein buntes Kleid. — Bey tiefer Trauer werden schwarze Merino's und Taffeta's getragen.

Die dortigen Damen lieben den Putz und wissen sich geschmackvoll zu kleiden. Ihr Lieblings Schmuck sind ächte Korallen und Granaten. Brillanten, bunte Steine und ächte Perlen sieht man wenig. —

Die Hauptsprache in Paramaribo, und in welcher auch allein alle öffentliche Sachen verhandelt werden, ist die holländische. Man hört aber auch viel Englisch, so wie mitunter Französisch und Deutsch sprechen; in einigen jüdischen Familien hat sich das Por-

tugiesische erhalten. Von allen diesen Sprachen sind bey den Gerichtshöfen beeidigte Uebersetzer angestellt.

Die Sprache aller Kreolen (dort gebohrne, gleichviel von welcher Farbe) unter sich, ist eine Mundart, die man Neger- oder Bastart-Englisch nennt, und welche aus englischen, holländischen, portugiesischen und Negerworten zusammengesetzt ist, gar keine grammatikalische Regeln und überhaupt so wenig Ausbildung hat, dafs sie durchaus als Schriftsprache nicht anzuwenden ist.

Man mufs also dieses Patois ganz allein durch den Umgang lernen. Leicht begreift davon jeder das Allernöthigste; allein da der Neger sich gern bildlich und räthselhaft ausdrückt, so bleibt dem Europäer, selbst nach mehrjährigem Aufenthalte oft noch vieles unverständlich, und nur derjenige Ausländer, wird diefs Idiom in seinem ganzen Umfange lernen, der, längere Zeit auf Plantage wohnhaft, täglich mit vielen Negern umgegangen ist. —

---

Ich kann diesen Abschnitt nicht schliessen, ohne noch ein paar Worte für diejeni-

gen meiner Landsleute niederzuschreiben, welche sich vornehmen nach Suriname zu gehen, um dort ihr sogenanntes Glück zu machen.

Gewöhnlich entsteht ein solcher Entschlufs bey jungen Leuten, denen es in Europa zu enge wird; die sich in ihren Verhältnissen nicht gefallen; vielleicht aber auch, weil sie hörten, dafs dieser oder jener Deutsche dort zu grofsem Vermögen gekommen sey. Man hörte von diesem Einen, bedenkt aber nicht, dafs während es ihm gelungen ist nach mancher harten Prüfung, nach einer langen Reihe mühsam, unter steten Aufopferungen und Gefahren verlebten Jahren, dieses Ziel zu erreichen, vielleicht 99 auf demselben Wege und unter ähnlichen Bemühungen gestorben oder sonst zu Grunde gegangen sind!

In frühern Zeiten, wo fast Niemand nach Ost- und West-Indien gieng, als wer zu Hause nicht gut thun wollte; wo das kleine Holland für seine ausgebreiteten Ost- und West-Indischen Besitzungen um Menschen dergestalt verlegen war, dafs dort das abscheulige, die Geschichte jenes Landes brand-

markende Gewerbe der sogenannten Seelenverkäuferey getrieben, — ja vielleicht geduldet — werden konnte; in jenen Zeiten, wo in Suriname aus Mangel anderer Subjekte, der Abgang an weifsen Plantageleuten, fast nur allein aus verabschiedeten Soldaten, Matrosen u. s. w. ergänzt werden konnte: ja damals konnte ein Deutscher, oder sonst ein Ausländer, der sich brauchbar zu machen wufste, und am Leben blieb, auf ein gutes Fortkommen in jenem Lande rechnen, und aus jenen Zeiten allein, datiren sich auch noch die wenigen unserer deutschen Landsleute, welche in Suriname Epoche gemacht haben, oder noch machen. In jetzigen Zeiten wird es schwerlich mehr ein Ausländer auf diese Höhe bringen! —

Die letzten 30 Jahre, welche Europa umgestalteten, haben auch in Suriname grofse, ja ungeheure Veränderungen in allen Verhältnissen hervorgebracht. Eine der einflufsreichsten ist die: dafs es dort keineswegs mehr an Menschen fehlt; und wenn es in einem oder dem andern Kunst- oder Gewerbfache an Einem geschickten Individuum mangelt, so sind andere und die meisten

dagegen zehenfach übersetzt. Der dortige Administrateur hat jetzt die Auswahl zur Besetzung seiner Stellen auf Plantagen unter einer Anzahl junger, zum Theile gebildeter Leute aus fast allen Ständen, welche entweder aus Neigung das Pflanzerleben wählten, — oder aber durch irgend einen widrigen Zufall, getäuschte Erwartungen, u. s. w. sich dazu entschliefsen müssen.

Unter den erstern giebt es viele junge Holländer, die denn doch durch Freunde oder Familien-Verhältnisse, einmal Aussicht zum weitern Fortkommen haben. Welche aber bleibt für den Deutschen, der in Holland dergleichen nicht hat? höchstens die: nach tausend überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren, wenn er recht brav und sparsam war, sein Leben als Direkteur einer Plantage, fern von Vaterlande und Freunden, unter Negern, schuldenfrey zu enden. — Nun aber meyn' ich: um ein solches Glück zu machen, verlohnte es sich nicht, aus Deutschland zu gehen! —

Es ist daher mit Grund Niemandem zu rathen, wenn er sein Brod im Vaterlande oder sonst in Europa hat, es dort unter

tausend schmerzlichen Entbehrungen zu suchen. Das Mifsverhältnifs zwischen den gewissen Gefahren und dem unsichern Erfolge, ist allzugrofs!

Als Kaufmann mag er es noch am ersten wagen; hier steht ihm nichts entgegen als die allgemeine Konkurrenz. Er wird Lehrgeld geben müssen; allein, ist er kein Stiefkind der Glücksgöttinn (deren Gunst ja überall bey diesem Stande entscheidet), so kann er sich noch immer auf gute Art herausziehen. — Ein tüchtiger Arzt und Wundarzt, kann dort auch gut fortkommen, nur mufs er nicht ohne Mittel zur Bestreitung seiner Einrichtung hinreisen. Der Aufenthalt ist kostspielig, das Leben gewöhnlich kurz, also die Zeit theuer!

Selbsbeherrschung, grofse Liebe zur Thätigkeit; Sparsamkeit und Ausdauer; wer diese Eigenschaften mit nützlichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten gepaart besitzt, der mag es wagen; der sie nicht hat, bleibe zurück; bittre und fruchtlose Reue möchten sonst die Folgen seyn!

---

# VIII.

## *Ein Ausflug aufs Land.*

In der grofsen trocknen Jahreszeit vom August bis Ende October, bieten die Plantagen, besonders solche, die an den Ufern eines grofsen Flufses oder an der Seeküste liegen, einen ungleich kühlern und angenehmern Aufenthalt an, als die Stadt.

In diese Zeit fallen denn auch die grossen Ferien der Gerichtshöfe und der Schulen, und jeder, dessen Verhältnisse es erlauben wollen, benützt diese zu einem Ausfluge auf's Land. — Da nun auch besonders gegen das Ende dieser Jahreszeit die hitzigen Klimafieber am häufigsten und gefährlichsten zu seyn pflegen, so glaubt man der Gefahr durch eine solche Landpartie gleichsam zu entgehen; wiewohl sich oft mancher, des zuviel genossenen Guten wegen, dort eine Krankheit, auch wohl den Tod holt, denen

er vielleicht in der Stadt entgangen wäre. — Es ist denn dieses auch die gewöhnliche Zeit, wo der Gouverneur seine Inspektions-Reise auf den Militair-Kordon, die Herren Administrateurs aber, die Runde auf den ihrer Verwaltung anvertrauten Plantagen machen. — Die nach den Häfen des Mutterlandes bestimmte Herbstflotte ist Anfangs August gröſstentheils abgesegelt; die Rheede wird leer, im Handel geht wenig um, und das Leben in der Stadt wird stiller und eintöniger.

Die, welche keine Besitzungen, keine Administrationen haben, schlieſsen sich an ihre Freunde an; man bespricht Zeit und Ort der Zusammenkünfte, — und so sieht man denn ein Boot nach dem andern, mit heitern Gesellschaften angefüllt, lustig den schönen Strom hinabschwimmen.

Doch nicht blos in der trocknen Jahreszeit kann man auf's Land gehen, sondern in jeder; nur werden in der Regenzeit die Excursionen in manchen Gegenden erschwert; allein an der Seeküste wo es weniger regnet, ist's dann oft um so angenehmer. Auch ist es um das Land zu bereisen und überall gastfreundliche Aufnahme zu finden, keines-

weges nöthig, dafs man mit, oder unter dem Schutze eines vornehmen Mannes reise: o nein! diefs kann unsre Bequemlichkeit allerdings vermehren, allein zur Sache selbst thut es gar nichts. —

Hat man auf Plantagen nur einige gute Bekanntschaften und versieht man sich mit Empfehlungen für die Gegenden, wo man deren keine hat, so kann man ganz allein, höchstens mit einem Jungen zur Bedienung, in einem mit 4 bis 5 guten Negern besetzten so genannten Tentboote, die ganze Kolonie bereisen, ohne (die Kosten des Fahrzeugs und der Getränke, die man mitnimmt ausgenommen) irgend eine Ausgabe von einiger Bedeutung zu machen. Ueberall wo man ankommt, bekannt oder nicht, wird man freundlich empfangen, gastfrey eingeladen, und wo es nöthig wäre, mit Rath und Hülfe unterstützt. —

Wo es einem gefällt, läfst man seine Hangmatte aufhängen, bleibt über Nacht, und 2, 3, 8 Tage, oder so lange es Vergnügen macht. Auf vielen einsam und von der Stadt weit entfernten Plantagen ist man froh, wenn nur fremder Besuch kommt und bietet alles,

auf, ihn längere Zeit zu behalten. Der Fremde bedarf dann keines besondern Wegweisers oder Führers, wenn er nicht etwa tief in die Wildnisse eindringen will, wozu er deren dann auch finden kann; sondern er wählt gewöhnlich einen seiner Bootsleute, der ein guter Jäger ist, nebst seinen Jungen zur Begleitung auf Jagdparthien, und kann, ohne alle Furcht für Beraubung oder Ermordung, die ausgedehntesten Streifzüge machen. Es ist unerhört, daſs in Suriname ein Fremder, auf solche Art, je zu Schaden gekommen wäre. Ehe man jedoch solche Reisen unternimmt, ist's gut, ja nöthig, daſs man kein Neuling im Lande sey, sondern sich bereits einigermaſsen an's Klima gewöhnt habe, um die mit unterlaufenden Strapatzen ertragen zu können; auch muſs man mit der Sprache, dem Naturell und den Sitten der Neger bekannt seyn.

Indeſs ist's allezeit angenehmer in Gesellschaft, besonders in guter, als allein zu reisen, und wir benutzen daher die freundliche Einladung eines Plantageherrn, dessen zierliche und geräumige, mit acht schön uniformirten Ruder-Negern und einem

Steuermann bemannte Gondel, (Tent Boot) in welche wir unsre Sachen bereits voraus geschickt hatten, uns schon am Ufer erwartet. —

Hier finden wir unsern gastfreyen Wirth vielleicht allein, meistens aber von seiner Familie oder einigen Freunden begleitet, und stoſsen vom Ufer. — Es geschieht dieses nun, je nachdem die Reise strom-auf oder strom-abwärts gehen soll mit Ebbe oder Fluth.

Geht die Reise weiter als innerhalb einer Zeit von 6 Stunden (Een Water) geschehen kann, so muſs man anlegen, um die nächste Ebbe oder Fluth, je nachdem diese oder jene in unsern Plan paſst, abzuwarten; man nennt dies: „tyd Stoppen."

Dieſs nun geschieht auf irgend einer Plantage, an welcher man vorüberfährt, und die man zu seinem Ruhepunkte wählen will. Ueberall, wo man auch landet, ist man willkommen. Ist's noch am Tage, so werden wir am Landungsplatze, wo nicht vom Eigenthümer, doch gewöhnlich vom Directeur der Plantage oder dessen Gehülfen bewillkommt, der uns in's Herren-Haus führt

und uns jede Erfrischung, deren er Meister ist, anbietet.

Gewöhnlich machen wir aber in solchem Falle hievon einen bescheidenen Gebrauch, da unsere Bedienten (deren bey einer solchen Fahrt, eine gehörige Anzahl mitgenommen werden) bereits die Tafel mit den reichlich mitgebrachten Victualien aller Art besetzen.

Vielleicht auch hatten wir unsere Collation schon unterwegs eingenommen und begnügen uns hier mit einer Tasse Thee oder Kaffee. Ist unsere Zeit gekommen, wovon uns die Bootsneger unterrichten, so nehmen wir Abschied, und setzen unsere Reise so lange auf dieselbe Art fort, bis wir den Ort unserer Bestimmung erreicht haben.

Diefs nun ist gewöhnlich ein Eigenthum oder sonst ein Lieblings-Aufenthalt unsers Wirthes, wo wir schon alles zu unserm Empfange bereit finden. Durch eine schöne Allee von Orangen- oder Palmbäumen, mit blühenden Sträuchern oder zierlich geschnittenen Limonen-Hecken eingefafst, treten wir auf einen geräumigen, hie und da, mit schattigen Baumgruppen bepflanzten Platz, ringsum

mit freundlichen Wohn- und Wirthschafts-Gebäuden umgeben. Das schönere derselben ist gewöhnlich das sogenannte Herren-Haus, in welchem wir unsern Eintritt nehmen.

Jedem der Gäste wird nun vor allen Dingen sein Zimmer oder Schlafplatz angewiesen, wo er seine Hangmatte aufhängen läfst.

Man geniefst sofort einige Erfrischungen, und begiebt sich zur Ruhe; oder ist's noch am Tage, so kleidet man sich um; kurz thut ganz so wie man will, bis der Theetisch, das Breakfeast oder die Mittagstafel die Gesellschaft vereinigt.

Hier nun herrschen gewöhnlich Komus und Bacchus; steifes Zeremoniel ist verbannt; jeder läfst es sich so wohl seyn als er kann, und ist die Gesellschaft gut gewählt, so kann man die Stunden und Tage eines solchen Aufenthaltes wohl zu den genufsreichsten zählen, die man jenseits des Tropiks verleben kann! —

Essen und Trinken, und hievon — so wie von einem Spaziergange, einer Jagd- oder Fischer-Partie — wieder ausruhen, füllen den gröfsten Theil der Zeit aus; Abends

wird auch wohl ein Spielchen gemacht; der frühe Morgen aber gewöhnlich einer Promenade im Umfange der Plantage selbst gewidmet, und die verschiedenen Anlagen und Fabriken derselben in Augenschein genommen.

Hier nun sieht der Fremde, vielleicht zum Erstenmale, den Anbau und die Bereitung des Zuckerrohrs, die Behandlung des Kaffeebaumes und des Baumwollenstrauches und ihrer Früchte.

Lernbegierig läſst er sich von seinem Wirthe oder dessen Direkteur alle diese verschiedenen Arbeiten, und das Maaſs derselben, was jedem Neger nach Geschlecht und Alter täglich zugetheilt ist, erklären.

Mit Erstaunen betrachtet er die Kanäle, Dämme, Schleusen, kurz den Wasserbau der Plantage und glaubt sich nach Holland versetzt.

Mit neugieriger Aufmerksamkeit besieht er die durch Dampf, Wasser oder Maulthiere getriebenen Zuckermühlen; die Einrichtung der Koch- und Destillir-Häuser; oder er betrachtet die verschiedenen Mühlen und Geräthschaften, wodurch Kaffee und Baumwolle gereinigt werden.

Besonders aber interessirt ihn die Bearbeitung des Erdreichs, das dort nicht durch die Pflugschaar aufgewühlt oder durch kunstreiche Maschinen gereinigt und bepflanzt, sondern ganz allein durch des Menschen Kraft und Hand bebauet wird.

Er sieht, wie beynahe ganz nackende Menschen in der Glut versengender Sonnenstrahlen oder unter herabstürzenden Regenströmen dieses thun müssen; sieht, welche unglaubliche Mühe, welchen sauren Schweiſs es ihnen kostet, um uns die Genüsse des Zuckers und Kaffee's, oder die Wolle zum feinen Gewebe der Musseline zu verschaffen! Ist er damit fertig, so unterrichtet er sich über den Zustand der Neger; ihre vorherrschende Gemüthsart, ihre Laster und Tugenden. Er beobachtet ihre Sitten und Lebensweise und ist Augenzeuge ihrer Behandlung. Manches mag er hier sehen, was sein Gefühl empört — aber auch Manches, was er sich schlimmer, Vieles, was er sich anders gedacht hatte. Er findet also Gelegenheit sich eine deutlichere Vorstellung von dem Charakter und der Lage einer Menschenklasse zu verschaffen, über welche er schon so viel

Widersprechendes gehört und gelesen hatte: und wenn er nicht gewöhnt ist, die mannichfaltigen Erscheinungen des Lebens unbeachtet an sich vorüber gehen zu lassen, so wird er hier reichen Stoff zum Nachdenken gesammelt haben. — Und wie viele herrliche, ganz ungetrübte Genüsse bieten sich ihm dar, ihm dessen Herz empfänglich für die Schönheiten der Natur ist, die dort neue Reize entfaltet! —

Welcher Reichthum herrlicher noch nie gesehener Pflanzen und Blumen; welche Ueppigkeit einer nie ermüdenden, nie ausruhenden Vegetation stellt sich seinen erstaunten Blicken dar, wenn er die dunkeln Schatten des nahen Waldes betritt? Er trauet seinen Augen kaum, wenn er die Pracht, Mannigfaltigkeit und Menge der buntgefiederten Bewohner dieses Waldes, die herrlichsten und seltensten Schmetterlinge, das zahllose Heer der verschiedenartigsten Thiere sieht! Was alle Museen Europens ihm nur mangelhaft darboten, zeigt sich ihm hier lebend, vielleicht in wenigen Tagen. Doch der einbrechende Abend mahnt ihn zur Rückkehr. Aber nun labt er sich wieder in einer kühlen mit

Wohlgerüchen durchwürzten Abendluft, und ergötzt sich an dem Anblicke der Büsche und Sträucher, welche von leuchtenden Insekten durchschwärmt in Feuer zu stehen scheinen. Und endlich, der schwarzblaue gestirnte Himmel, in einer wolkenlosen Sommernacht, in welcher unbeschreiblichen Pracht und Herrlichkeit erscheint er nicht in jener Zone!

So eilen denn unter mancherley Genüssen, dem sinnigen und lebenslustigen Gaste, die Tage des Landlebens schnell vorüber, besonders wenn öfters gegebene und empfangene Besuche der Nachbarn und Freunde die geselligen Vergnügungen der Anwesenden vermannichfaltigten. Unversehens naht die Stunde der Heimkehr, und man scheidet mit Bedauern nicht länger verweilen zu können.

---

# Verbesserungen.

| Seite | Zeile | | statt | lies |
|---|---|---|---|---|
| 5 | 12 v. u. | statt: | ansehnlichem, | lies: ansehnlichen. |
| 12 | 6 v. o. | — | frükern | lies: frühern |
| 15 | 12 v. o. | — | gröfsen | — gröfsten |
| 26 | die lezte | — | je | — ja |
| 29 | die erste | — | Cork | — Crok |
| 31 | 4 v. u. | — | ist | — ifst |
| 61 | 5 v. u. | — | gewommene | lies: gewonnene |
| 79 | 13 v. u. | — | Paramaribe | lies: Paramaribo |
| 112 | 7 v. u. | — | Selbsbeherrschung | lies: Selbstbeherrschung |

